Johann Jakob Wilhelm Heinse

Sein Leben und seine Werke

Ein Kultur- und Literaturbild

von

Johann Schober

Mit Heinse's Portrait.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich
1882



Johann Jakob Wilhelm Heinse.

Sein Leben und seine Werke.

Ein Kultur- und Literaturbild

[illegible]

[illegible] Schober.

„[illegible] scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu [illegible] den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen [illegible] ihm das Ganze widerstrebt, [illegible] wie er sich eine Welt- und [illegible] und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt."

Goethe im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit".

Mit Heinse's Portrait.

Verlag des
„Magazin für die Literatur des In- und Auslandes".
1882.



Johann Jakob Wilhelm Heinse.

Sein Leben und seine Werke.

Ein Kultur- und Literaturbild

von

Johann Schober.

„Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt."

Goethe im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit".

Mit Heinse's Portrait.

Leipzig
Wilhelm Friedrich.
Verlag des
„Magazin für die Literatur des In- und Auslandes".
1882.

Herrn

Dr. Ludwig Herrmann

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Heinrich Laube hat Wilhelm Heinse's sämtliche Schriften herausgegeben und dazu eine geistreiche Einleitung geschrieben, welche er mit der Bemerkung schließt, daß ihm nur Andeutungen zu dem Bilde Heinse's möglich seien, weil das dürftige Material nicht weiter ausreiche. Dieses Material wurde unterdessen durch Pröhle's und Hettners Veröffentlichungen bedeutend erweitert und auch dem Verfasser vorliegender Schrift ist es gelungen, einige neue Aufklärungen zu finden, so daß er sich entschloß, das Ergebnis der bisherigen Forschungen über das Leben Heinse's zu einem Gesamtbild zu vereinigen und dabei möglichste Rücksicht auf die Beziehungen dieses Schriftstellers zu seinem Meister Wieland zu nehmen. Wie weit ihm dieses in wissenschaftlicher Weise gelungen ist, mögen Sachverständige billigst beurteilen! Er selbst kann die Arbeit mit der Bemerkung

veröffentlichen, daß er weder Mühen noch Kosten scheute, das zerstreut liegende Material in möglichster Vollständigkeit zu sammeln und daß es ihm nicht an dem guten Willen gebrach, das gesammelte Material so zu sichten und zu verarbeiten, wie er es zur Förderung des Interesses an diesem Schriftsteller für gut fand.

Herzlichen Dank spricht der Unterzeichnete den HH. Vorständen der Bibliotheken zu Aschaffenburg, Darmstadt, Halberstadt, München und Würzburg für ihr freundliches Entgegenkommen aus, und tief verbunden fühlt er sich allen gegenüber, die seine Arbeit in irgend einer Weise förderten. Möge dieselbe eine sachgemäße Beurteilung finden und so einen kleinen Beitrag liefern zur Erweiterung deutscher Literaturkenntnisse!

Aschaffenburg, am 15. Februar 1882.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur birgt noch manche dunkle Punkte, an deren Lichtung aber gerade jetzt mit regstem Eifer gearbeitet wird. Man sucht nicht nur die verschiedensten Verhältnisse und Schriften der größten Geistesheroen jener Zeit auf das eingehendste zu prüfen und in klarster Weise darzulegen, sondern schenkt auch den Männern zweiten Ranges die verdiente Aufmerksamkeit. Wurde doch erst jüngst Klinger durch Max Rieger, Maler Müller durch Bernhard Seuffert und Heinrich Leopold Wagner durch Erich Schmidt in gediegenster Form uns dargestellt. Dadurch erweitert sich der Gesichtskreis für diese wichtige Literatur-Periode und klärt sich der geistige Prozeß des Sturmes und Dranges immermehr.

Die Hauptaufgabe bei der Behandlung eines solchen stürmenden Schriftstellers ist die objektive Auffassung aller seiner Verhältnisse, und mehr noch als bei anderen ist dieses bei Wilhelm Heinse der Fall, der einesteils zu den bestgelobten, anderenteils zu den meist verklagten Männern jener Zeit zählt. Nicht nur seine Werke allein, sondern auch sein übriges Wirken und Dulden muß zu

einer richtigen Beurteilung desselben herangezogen werden. Deswegen wurden auch die Perioden seines Lebenslaufes zum Einteilungsgrunde dieser Schrift gemacht und daran die Beurteilung seiner Werke, seiner künstlerischen Wirksamkeit, sowie seines Charakters und Geistes geknüpft. — Die Quellen hiefür sind geeigneten Orts angeführt. Die Hauptquelle zur richtigen Beurteilung Heinses aber bildet sein Briefwechsel, der zuerst von Körte*) herausgegeben wurde, jedoch mangelhaft, da er wahrscheinlich in Rücksicht auf Wieland manche wichtige Stelle wegließ. Wagner**), Pröhle***) und Hettner†) vervollständigten diesen Briefwechsel und dem Verfasser dieser Schrift lag die nachverzeichnete††) Korrespondenz Heinses größtenteils im Original vor.

Über 150 Briefe sind uns durch die Sorgfalt Gleims aus der fast 30jährigen Korrespondenz zwischen ihm und Heinse erhalten und werden dieselben von der Gleimschen Familien-Stiftung zu Halberstadt aufbewahrt. Auch von Heinses Briefen an F. H. Jacobi, sowie an Sömmering sind die wichtigsten veröffentlicht; leider aber fehlen die Antworten dieser gelehrten Männer auf jene Zuschriften. Spärlich ist die bekannt gewordene Korre-

---

*) Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse u. Johann v. Müller. Herausgeg. v. W. Körte. — Zürich 1806.

**) Samuel Sömmerings Leben u. Verkehr mit seinen Zeitgenossen v. R. Wagner. — Leipzig 1844.

***) Lessing, Wieland, Heinse. Dargestellt von H. Pröhle. — Berlin 1879.

†) Hettners Veröffentlichungen im „Archiv für Literaturgeschichte X, 40 ff.

††) Beilage 20.

spondenz zwischen Heinse, Klinger und Maler Müller, und von den Briefen Heinses an seinen Lehrer Wieland ist nur ein einziger erhalten. Wieland korrespondierte überhaupt nicht mit Heinse und mußten daher zur Feststellung ihrer Beziehungen andere Hilfsmittel aufgesucht werden.

Im allgemeinen ist über Mangel an Material nicht zu klagen; aber immerhin war es keine kleine Arbeit, dasselbe zu sammeln und aus dem gesammelten ein entsprechendes Bild dieses eigenartigen Schriftstellers zu entwerfen.

I.

Heinse in der Heimat von 1746—1767. — Seine Jugendschriften.

Das Vaterhaus des Dichters hat für den Biographen besonderen Wert. Er betritt es, um hier nach Charakter, Bildung und Stand der Vorfahren zu forschen und die Familienverhältnisse kennen zu lernen. Über Heinse ist in dieser Beziehung bisher nur wenig bekannt gewesen. Durch gütige Mitteilungen des Herrn Pfarrers Fickewirth zu Langewiesen ist es mir jedoch gelungen, die Ahnen des Dichters auf Grund eines vorliegenden Stammbaumes*) bis ins 16. Jahrhundert nachzuweisen und nach Hettners neuesten Veröffentlichungen**) seine Jugendgeschichte zu vervollständigen.

Das älteste nachweisbare Glied des Stammes, von welchem Heinse einen der letzten Zweige bildete, war der Dekan Johann Musaus zu Obermasfeld in der Grafschaft Henneberg in Thüringen. Dessen gleichnamiger

*) Derselbe ist im Besitz einer mit Heinse verwandten Familie zu Langewiesen.

**) Archiv für Literaturgeschichte. Leipzig. X, 374 ff.

Sohn, geboren am 14. Februar 1582, besuchte das Gymnasium zu Schleusingen und studierte in Jena. Er wirkte als Schulrektor zu Ilmenau und als Pfarrer zu Langewiesen und Dannheim bis in sein 73. Jahr, geachtet von seinen Vorgesetzten und Untergebenen, geliebt von neun Kindern und dreißig Kindeskindern, welche der ehrwürdige Greis vor seinem Tode segnete. Aus der Zahl derselben wurde Sibylla Katharina Zimmermann die Mutter des Bürgermeisters Johann Wolfgang Jahn zu Langewiesen, und dieser gab seine Tochter Barbara Katharina am 16. November 1737 seinem Nachfolger, dem Bürgermeister, Stadtschreiber, Organisten und Landschaftsdeputierten Johannes Nikolaus Heinse zur Frau. Die beiden letzteren sind unseres Dichters Eltern.

Vom Vater liegt noch ein Brief an Gleim vor, woraus man sieht, daß er für seine Zeit und für seinen Stand die Feder gut führte. (Beilage 1.) Als Organist war derselbe auch musikalisch gebildet, und der Umstand, daß er bei einer Feuersbrunst zunächst nur sein Klavier und seine Bücher rettete*), zeigt, wie hoch er sie schätzte. Nach des Sohnes Zeugnis**) las sein Vater mit Gefühl und Begeisterung die Gleimschen Gedichte für das Volk, und der Ortsgeistliche nannte ihn einen aufmerksamen und nachdenkenden Mann.***) Ich möchte daher das Prädikat „unwissend“, das in „Walhallas Genossen“†) den

*) Heinses sämtliche Schriften. Herausgegeben von H. Laube. 10 Bände. Leipzig 1838. VIII. 60.

**) H. s. Schr. VIII. 61.

***) Archiv X 379.

†) Von König Ludwig I. von Bayern. München 1842. 238.

Eltern Heinses beigelegt wird, wenigstens nicht für den Vater desselben gelten lassen.

Die Mutter des Dichters war in einer sehr christlichen und frommen Familie aufgewachsen und deswegen überaus religiös. Täglich schloß sie Gleim in ihr Gebet ein.*) Geistig begabt aber war sie nicht**) und nach des Sohnes Äußerung nichts weniger als eine Muse, sondern nur eine gute, ehrliche Frau. Immerhin aber galt dem Dichter seine „alle wirklichen Trübsale hinwegzaubernde Phantasie" als willkommenes Erbgut von Vater und Mutter.***)

Das Heinsesche Ehepaar sah sich zuerst durch vier Töchter beglückt. Am 15. Februar 1746 wurde demselben der erste Sohn geboren und Johann Jakob Wilhelm genannt. In verschiedenen literarischen Werken sind Tag und Jahr der Geburt Heinses unrichtig angegeben. Ich habe für die Richtigkeit meiner Annahme drei Gründe nämlich der mir zugekommene, beglaubigte Auszug aus dem Kirchenbuche zu Langewiesen lautet: „Numerus Baptizatorum 1746: d. 16. Februarius p. ☿ p. Sexag: Johann Jakob Wilhelm, Herrn Nicolai Heintzens, Consulis, Poligraphi et Organisti filius getauft worden." Wenn

---

*) Nach dem 64. Originalbrief in der Gleimschen Familienstiftung zu Halberstadt.

**) Heinse schreibt ihr nach dem „Huart" den 3. Grad der Kälte und Feuchtigkeit zu, was allerdings wenig schmeichelhaft für sie war, denn dort werden solche Frauenzimmer „dumm" genannt. Sieh' Huarts „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften", übersetzt von Lessing. 2. Auflage. Wittenberg 1785. S. 450.

***) H. s. Schr. VIII. 3.

Heinse am 16. Februar getauft wurde, nicht geboren wie Pröhle anführt*), dann kann man mit Sicherheit annehmen, daß dies nach der Sitte jener Zeit einen Tag nach seiner Geburt geschah, wie wir solches auch von Goethe (28/29. Aug.) und von Luther (10/11. Nov.) mit Bestimmtheit wissen. Sonach spricht das Taufzeugnis dafür, daß Heinse am 15. Februar 1746 geboren ist. Diese Annahme wird durch die Aufzeichnung in dem erwähnten Stammbaume bestätigt, nach welchem das 5. Kind des Bürgermeisters Heinse, Johann Jakob Wilhelm, am 15. Februar 1746 geboren ist; dann aber bezeugt es Heinse selbst, der einen Brief an Gleim aus Düsseldorf, den 15. Februar 1776, mit den Worten schließt: „Geschrieben an dem Tage, da ich unbegreifliches Ding zuerst die Strahlen des Lichts in dieser rätselhaften, unbegreiflichen Welt erblickte".**) Diese Ansicht hatte auch Laube***) und ein derselben entgegengestelltes, mit Zeitangaben versehenes Gedicht†) wird sie kaum entkräftigen können.††)

Heinse wurde mit sieben Geschwistern bis zu seinem

---

*) Lessing, Wieland, Heinse. Nach handschriftlichen Quellen in Gleims Nachlasse dargestellt von Heinrich Pröhle. 2. Ausgabe. Berlin 1879. p. 129.

**) H. s. Schr. VIII. 135.

***) Daselbst I. Einleitung p. X.

†) „An meinen Freund Tr. (. . esselt) (?) am Tage meiner Geburt den 16. Februar 1746." Siehe H. s. Schr. VIII. 30 ff. u. Archiv X. 382.

††) Nach der Geburt Heinses vermehrte sich die Familie noch um 2 Brüder und eine Schwester. Über Heinses Bruder siehe Pröhle 128 f. —

14. Jahre zu Langewiesen erzogen. Bei der Größe der Familie konnte die Erziehung der einzelnen keine besonders sorgfältige gewesen sein, obgleich anzunehmen ist, daß hierin dem ältesten Sohne die meiste Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Nach seiner eigenen Schilderung darüber ist ihm wenigstens „mit sehr vielem Fleiße in Geschichtchen nach löblicher Gewohnheit" das notwendigste beigebracht worden. Musik und alles, was damit in Verbindung steht, war von Kindheit an seine Hauptleidenschaft*), die er um so leichter im väterlichen Hause befriedigen konnte, als die ganze Familie musikalisch war. Schon als Knabe spielte er unter Anleitung seines Vaters die Orgel.**) Der Mutter Bruder, Johann Wolfgang Jahn, wirkte als Musikmeister in Holland, war öfter im Heinseschen Hause auf Besuch und lebte seit 1763 für immer zu Langewiesen. Er hat auf die musikalische Ausbildung seines Neffen ganz entschieden eingewirkt und ihm verdanken wir auch die Entwerfung des wiederholt genannten Stammbaumes, in welchem er von Heinse mit Stolz bemerkt:

„Das fünfte Glied Musasens Stamm
„Hat's hoch gebracht und ist der Mann,
„Der Sprachen kann; gelehrter ist,
„Als einer in dem Stammbaum ist.
„Darüber freut sich dieser Mann,
„Der hier noch steht, der Oheim Jahn."

Außer guten Musikanlagen und der durch „Geschichtchen" geweckten Phantasie besaß der Knabe auch ein reiches Talent zu Reflexionen und eine seltene Liebe zur Natur.

---

*) H. s. Schr. III. 264.
**) Archiv X. 377.

Frühzeitig schon stellte er in den heimatlichen Wäldern Betrachtungen über die Natur und den Menschen an. Als er in seinem 13. und 14. Jahre vom Pfarrer Schreier zu Langewiesen Vorunterricht im Lateinischen erhalten hatte, konnte dieser von ihm schreiben: „Ipse omnino adolescens bonae indolis atque capacis ingenii fuit.“*) Nicht minder lobte dieser Lehrer den Eifer und die Ausdauer seines Schülers. Heinse besuchte dann die öffentliche Schule, „welche zu Arnstädt blühte“.**) Zu dieser Zeit kamen ihm jedoch die Werke von Hoffmannswaldau in die Hände, und der angehende Jüngling las mit Vergnügen die schlüpfrigen Lieder dieses „deutschen Ovids“; ja er ahmte sie in seinen verloren gegangenen „Jagdliedern“ sogar nach. — Der Verlust derselben ist zu beklagen da sie für die Charakteristik des jungen Dichters gewiß nicht wertlos wären. — Allein durch solche Lektüre wurde seine jugendliche Phantasie erhitzt nnd es ist leicht erklärlich, daß ihm, der gewohnt war, seine Jugend in freier Weise zu genießen, die strenge, theologische Erziehung und Bildung am Gymnasium zu Schleusingen, welches er vielleicht von 1762 an besuchte, nicht behagen wollte. Die musikalische Bildung und Fertigkeit mag dem feurigen Natursohn dortselbst verführerische Kreise geöffnet haben und nach seiner eigenen Aussage verließ er diese Schule bald wieder und folgte dem Triebe einer schwärmerischen Liebe zu zwei Mädchen, welche ihn „in der bacchidionischen Weisheit unterrichteten.“ Er sah außer

*) Archiv X. 379. Den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache erhielt Heinse vom Kantor Tresselt zu Langewiesen.

**) Archiv X. 379.

sich nur „Mahommedschen Himmel", und das 16. und 17. Jahr seines Lebens nennt er die schönsten seiner Jugend.*)

Allein diese und ähnliche überschwengliche Äußerungen Heinses können nicht so wörtlich genommen werden. Es ist möglich, daß er eine Zeit lang vom Studium abgezogen war; denn er wohnte bei einer Witwe, die eine hübsche Tochter hatte**), zu der er sich jedenfalls in schwärmerischer Liebe hingezogen fühlte; gewiß aber ist, daß er in den Jahren 1765 und 1766, also in seinem 19. und 20. Jahre, dem Schleusinger Gymnasium noch als Schüler angehörte, da sein Name in den Akten dieser Schule genannt wird. Heinse spielte nämlich am 24. April 1765 in dem Lessingschen Stücke: „Der Schatz" den Staleno und hielt am 29. Januar 1766 einen Vortrag über „die Unsterblichkeit der Seele" in französischer Sprache (Beilage 2), sodaß man mit Sicherheit der Vermutung Raum geben darf, er sei jener Schüler gewesen, dem nach des Schulrektors Beurteilung „eine fast göttliche Fruchtbarkeit des Geistes" zugeschrieben wurde.

Welche „Empfindungen" aber seine jugendliche Brust nährte, davon giebt ein so betiteltes, bisher noch nicht veröffentlichtes Gedicht von Heinse aus dem Jahre 1766 Aufschluß (Beilage 3). In freier Form singt er darin von der schönen Natur und ihren reinen Freuden. Wein und Rosen und noch Chloens Kuß hält er für des Lebens edelsten Genuß; ihn begeistern die Lieder von Gleim und

*) H. s. Schr. VIII. 4 f. und 32 f.
**) Archiv X. 374 f.

Kleist; ihn bezaubern Jomellis Melodien; er nimmt sich vor, Chaulieu nachzusingen. Die Philosophie des Plato und Young ist für ihn eine Schwärmerei; die Natur allein soll seine Lehrerin werden. Und mit solchen Anschauungen — es sind die entgegengesetzten des jungen Wieland, der einen Anti-Ovid schrieb, mystische Schriften las, sich an Plato entzückte, Young und Klopstock bewunderte, der gegen Uz eiferte und die „Empfindungen eines Christen" verfassen konnte — bezog der 20jährige Heinse die Universität.

II.

Heinse auf der Hochschule von 1767—1771. Seine Sinngedichte.

Heinse besuchte die heimatlichen Thüringer Hochschulen zu Jena und Erfurt von 1767—1771, um nach des Vaters dringendem Wunsche Rechtswissenschaft zu studieren. Allein der jugendliche Geist, der den Musen und Grazien huldigte, fand an der Jurisprudenz wenig Geschmack und die steife „Gelahrtheit" seiner Professoren war für ihn nicht anregend, sodaß er gar oft „die Pandekten" verschlief.*) Ebensowenig aber gab er sich dem wilden Burschenleben hin, das damals in Jena herrschte.**) Er überließ sich vielmehr der Neigung zur Dichtkunst und Musik. An seinem 21. Geburtstage schrieb er einen poetischen Lebensrückblick, worin er seine naturalistischen Anschauungen darlegte.***) Er hält den Geist nur für ein

---

*) H. s. Schr. III. 264 f.

**) Rich. u. Rob. Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Leipzig 1858. S. 176 ff. Und H. Chr. Boie von Weinhold. Halle 1868 S. 9 f.

***) H. s. Schr. VIII. 30. Körte und Laube haben in der 2. Strophe den 5. Vers: „Zur Zeit, wann die Rose die Knosp' durch-

Produkt des Körpers und wählt daher für sich jene Philosophie, „die des Lebens Pfade mit Rosen überstreut“. Solche Pfade aber waren in Jena schwer zu finden. Die Professoren daselbst glaubten „an Gottesstatt“ zu sitzen und hatten für den jungen Freigeist keine Hilfsquellen. Vom elterlichen Hause war wenig Unterstützung zu erwarten, so daß er oft Zunge und Magen mit — Phantasie abspeisen mußte. Es verlangte schon einen hohen Grad von Charakterstärke, den Widerspruch zwischen den thatsächlichen Verhältnissen und den geträumten Rosenwegen zu ertragen, und es ist leicht erklärlich, warum Heinse den Jenaer Aufenthalt die bitterste Periode seines Lebens nennt.

Da wurde Professor Riedel, ein Freund Wielands und der Verfasser einer „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften“, sein Lehrer und Gönner.*) Mit ihm zog Heinse 1769 nach Erfurt und durch denselben lernte er dort Wieland kennen.**)

Mit Wieland war im letzten Jahrzehnt ein solcher geistiger Umschwung vorgegangen, daß er aus einem Nachahmer Klopstocks dessen Gegner wurde. Er suchte den spiritualistischen Elementen des letzteren die ebenso berechtigten realistischen in der deutschen Literatur entgegenzu-

---

bricht“ weggelassen und sie so verstümmelt. Das Gedicht besteht aus 13 Strophen, jede zu 8 Versen mit jambischen Rhythmus und freier Reimstellung.

*) H. s. Schr. VIII, 39.

**) Wieland schrieb an Gleim den 9. Januar 1774: „Um Heinsen habe ich von dem Augenblick an, da ich ihn durch Riedeln kennen lernte, bis zum letzten, da er Abschied von mir nahm, Gutes verdient.“

setzen. Zu derselben Zeit, in der Herders „Fragmente“ und Lessings „Literaturbriefe“ neue kritische Anschauungen begründeten, „Minna von Barnhelm“ und die „Dramaturgie“ als epochemachende Werke erschienen, der „Laokoon“ und Winckelmanns „Geschichte der Kunst“ reformierend auf die Lehren der Ästhetik wirkten, überraschte Wieland die staunende Welt mit seiner freigeistigen „Nadine“ und den lüsternen „komischen Erzählungen“, mit der frivolen Romantik des „Don Sylvio“ und dem modernen Griechentum des „Agathon“, mit der starken Sinnlichkeit des „Idris“ und der leichten Grazienphilosophie der „Musarion“. Er wollte dadurch zeigen, daß seine Ansichten gegen früher andere geworden waren. Er lehrte durch dieselben, daß der Mensch nicht geschaffen sei, um der Sinnlichkeit den Rücken zu kehren und in der übersinnlichen Welt allein Befriedigung zu suchen, sondern dazu, daß er die Lebensgüter genieße und sich in gerechter und vernünftiger Weise an Natur und Kunst ergötze. Das mühselige Forschen und Grübeln über dunkle Gebiete sei überflüssig, denn quälende Zweifel stören nur die Seelenruhe, welche uns so gerne von der gütigen Gottheit gewährt werde.

Heinse huldigte solchen Ansichten von Jugend auf und mußte sich darum überaus glücklich schätzen, einen Lehrer, wie Wieland, gefunden zu haben. Keiner der vielen Musensöhne, die wegen Wieland nach Erfurt gekommen waren, hat sich daher so eng an den Meister angeschlossen als Heinse. Da er bereits 24 Jahre zählte und Wielands antike und andere Vorbilder, von Xenophon und Plutarch an bis auf Prior und Crebillon kannte, so war er wohl auch am meisten befähigt, den Geist seiner Vorträge

zu fassen. Wieland eröffnete dieselben am 3. Juni 1769 vor ungefähr 300 Zuhörern mit Betrachtungen „über die Geschichte der Menschheit“ nach Iselin, nebst Erläuterungen von Montesquieus „Esprit des lois“. Daran reihte er später Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, und über die allgemeine Theorie der schönen Künste, Erklärungen Aristophanscher Lustspiele und Horazscher Briefe, sowie eine historisch-kritische Übersicht der besten griechischen, lateinischen, französischen, italienischen und englischen Schriftsteller.*)

Für Heinse boten diese Vorträge die Erfüllung längst gehegter Wünsche. In der Iselinschen Philosophie, nach welcher weder der einzelne Mensch, noch die bürgerliche Gesellschaft ihr Glück nirgendwo finden könne, als auf dem lichten, offenen Weg der Natur, fand er eine Bekräftigung der Wahrheit seiner eigenen Ideen. Die Theorie der schönen Künste wird ihm, als reichbegabtem Kunstjünger, von besonderem Interesse gewesen sein. Namentlich aber mußte er sich von Wielands Vorliebe für Aristophanischen Spott und Horazsche Satire, für die glühenden Schilderungen Ariosts und die plastische Situationsmalerei Voltaires angezogen fühlen. Solche Saiten waren anzuschlagen, nm Wiederklang im Herzen des durch seine bisherigen Lebenserfahrungen getäuschten jungen Mannes zu erwecken. Die Wielandsche Auffassung der Lebensverhältnisse nach den Ansichten eines Shaftesbury, Fielding und Sterne, von welchen der erstere gegen den Fanatismus und die Intoleranz seiner Zeit mutig Krieg

*) Döring, Wielands Leben S. 52.

führte und die beiden letzteren das Leben schilderten, wie es wirklich ist, oder sich durch den Spiegel humoristischer Reflexionen zeigt, konnte ihn vollends für seinen Lehrer begeistern. Es galt nun, sich demselben mit eigenen Produktionen zu nähern.

Durch ein Manuskript*): „Sinngedichte", führte sich Heinse zuerst bei Wieland ein. Das vorgesetzte Motto: „Rumores senum severiorum omnes unius aestimemus assis" **) kennzeichnet dieselben. Es sind leichte, poetische Ergüsse, wie sie die Gegenwart veranlaßte, ohne tieferen Wert, aber sehr charakteristisch für den Verfasser. Er zeigt sich darin als Bewunderer der Griechen, als Kenner des Petrarca und als Gegner gewisser Kritiker, z. B. Gerstenbergs; zugleich erkennt man ihn aber auch als jungen Faun und als Nachahmer der Hoffmannwaldauschen Gattungen. In einer Anmerkung***) sagt er: „Wer nicht so glücklich ist, fühlen zu können, was Grazie ist, der beliebe es in den Grazien unseres Wielands zu erlernen, und nicht in den Theorien der S. K. und W. der Deutschen.†) Ich glaubte immer, unbeschreiblich wäre die Grazie; allein bis zum Entzücken fand ich sie in diesen deliciis der schönsten Geister beschrieben. O die Unglückseligen, welche sie nicht empfinden können! O die Unglückseligen, welchen die Natur nicht vergönnte, die Grazie

*) Dasselbe befindet sich im Original in der Gleimschen Familienstiftung zu Halberstadt.

**) Catull: Ad Lesbiam 5, 3.

***) H. s. Schr. X. 20.

†) und nicht in den Theorien der „schönen Künste und Wissenschaften" der Deutschen. (v. Nikolai.) Dieser Satz fehlt in Laube und ist dem Original entnommen.

lebendig in einer Musarion, Danae, Laura, Chloe und Bacchidion anzustaunen!"

Wenn Wieland mit den Heinseschen „Sinngedichten" auch nicht ganz einverstanden war, einige cynisch, andere platt fand, wenn ihm der Geschmack des jungen Mannes noch nicht rein genug und seine Sitten noch zu pöbelhaft vorkamen, so entdeckte er doch in einigen Stücken wahren Witz und in Heinse ein Genie, das Aufmunterung verdiene. Er trat daher mit dem jungen Dichter in nähere Beziehung, unterstützte denselben auch materiell und suchte für seine Jugendschriften, zu denen noch dessen „Musikalische Dialoge"*) zählten, einen Verleger in Leipzig. Da ihm dieses nicht gelang, so empfahl er den jungen Autor dem Vater Gleim. (Beilage 4.)

Wieland übersandte mit dem Empfehlungsschreiben an Gleim zugleich die Heinseschen Manuskripte und sprach die Überzeugung aus, Gleim werde, wie er, daraus ersehen, daß Heinse unleugbar viel Genie, viel Feuer und für seine Umstände ziemliche Kenntnisse besitze; nur sei das Genie noch zu brausend und trübe, wie junger Wein, und das Feuer noch nicht gleich brennend, aber es kann gleichwohl etwas Großes aus dem jungen Manne werden. Er schildert Heinse auch nach seinen Fehlern, woraus

---

*) Dieselben wurden später gedruckt unter dem Titel: „Musikalische Dialoge oder philosophische Unterredungen berühmter Gelehrten, Dichter und Tonkünstler über den Kunstgeschmack in der Musik. Ein Nachlaß von Heinse, herausgegeben von J. F. K. Arnold in Erfurt. Leipzig bei Gräff 1805", erfuhren aber in der neuen Leipziger Literaturzeitung von 1805, Stück 101. S. 1006 eine abfällige Kritik.

hervorgeht, daß er denselben genau beobachtet und viel auf vertrautem Fuße mit ihm verkehrt haben mußte. Zuletzt giebt sich Wieland der Hoffnung hin, daß Gleim, trotz aller Aussetzungen, Heinse seiner Protektion würdig finden werde, in welcher Hoffnung er sich natürlich bei dem liebenswürdigen Manne auch nicht täuschte. Denn als sich Heinse an demselben Tage (18. November 1770), wahrscheinlich auf Vorschlag des väterlich gesinnten Wieland, brieflich an Gleim wandte und diesem seine bisherigen Verhältnisse schilderte, kamen sofort einige Goldstücke an den lieben Herrn Heinse und Gleim dankte es seinem Wieland, daß er durch ihn das „vortreffliche Genie" kennen gelernt habe.

Heinse schätzte sich natürlich doppelt glücklich, einen Wieland gefunden zu haben, der auch so väterlich für ihn besorgt war, der ihn nicht nur zum Hausfreund, sondern sogar zum Vertrauten in seiner schriftstellerischen Thätigkeit machte. So schilderte er dem Vater Gleim, wie er den göttlichen Mann oft belausche, wenn er sich mit seinen zwei Töchterchen, wovon die eine gewiß Musarion und die zweite Laidion oder Bacchidion werden wird, unterhalte, wie jedes Lallen, jedes Wörtchen, jeder Blick, jede Miene und Gebärde dem tiefsehenden Manne eine neue Entdeckung in der Philosophie des menschlichen Herzens und der musikalischen Sprache sei.*) Heinse erzählt später**), daß er mit dem Sohne der Frau von La Roche,

*) H. s. Schr. VIII. 12 und nach den Originalbriefen vervollständigt.

**) Aus dem 100. Originalbrief: Gleim an Heinse vom 7. März 1780.

welchen Wieland erzog, vergnügte Tage in Erfurt zugebracht habe und — daß er auf Wielands Wunsch ein Dutzend Sinngedichte schreiben mußte, die stechen sollten wie Dolche.*) Eines davon, bisher ungedruckt, möge zur Charakteristik derselben hier Platz finden:

Auf einen Neider Wielands i. J. 1770.

Er las den Ganymed und den Endymion
Und schwoll vom Neid empor; er las die Wahl des Paris,
Da schwoll er höher noch; er las den Agathon,
Da schwoll er höher noch; er las Musarion,
Da schwoll er höher noch; den Abulfuaris,
Da schwoll er höher noch; er las den Diogen,
Da schwoll er höher noch; er las die Grazien,
Da schwoll er höher noch; — er wird den Amadis seh'n
Der schönsten Ritter ersten — dann muß er wahrlich bersten.

Aus diesem kleinen Gedichte ist zu entnehmen, daß Heinse den neuen Amadis, der erst 1771 erschien, schon im Manuskript gelesen hatte, was Wieland wohl nur den Vertrautesten seiner Umgebung gestattet haben mag.

Diese Wielandschen Produkte veranlaßten aber auch Heinse zur Nachahmung, zur Selbstproduktion. Derselbe wußte den Ton des Meisters ganz genau zu treffen. So bildete er die feinen Spöttereien, die malerischen Schilderungen und die launigen Einfälle Wielands in dem „Elysium der Weisen und Unweisen", das, wie ich vermute, später den Titel: „Laidion" erhielt, so vortrefflich nach, daß es selbst der göttliche Meister für etwas

---

*) Aus dem 11. Originalbrief: Heinse an Gleim vom 14. Oktober 1771.

„mirakuloses“ erklärte.*) Will man Wielands Einfluß auf Heinse in geistiger und formeller Beziehung darlegen, so läßt es sich am besten durch die Betrachtung dieser Schrift ausführen, deren Original allerdings nicht mehr vorhanden ist, die aber auch in ihrer umgearbeiteten Gestalt, als „Laidion“, noch viele Anhaltspunkte dafür bietet. — Warum sich später nicht alle auf Heinse gesetzten Hoffnungen in schriftstellerischer Beziehung für Wieland erfüllten, hat seinen Grund zunächst darin, daß Heinse den unmittelbar auf ihn einwirkenden Umständen immer am zugänglichsten blieb, so daß seine Werke der lebendige Ausdruck jener Verhältnisse sind, unter welchen er sie schrieb.

Unterdessen erschienen, nachdem schon vorher verschiedene Aufsätze und Gedichte von Heinse im Thüringer Zuschauer**) abgedruckt waren, seine Sinngedichte***) nach der Auswahl, die Gleim getroffen hatte. Sie fanden in der Allgemeinen deutschen Bibliothek†) eine anerkennende Besprechung und auch Jördens††) bemerkte, daß

---

*) Aus dem 4. Originalbriefe: Heinse an Gleim vom 23. Aug. 1771. — Darin heißt es auch: „Herr Wieland sitzt, wie von allen Grazien verlassen, auf seinem Verse-Polster, wenn er daran denkt, (und daran denkt er immer!) daß Sie (Gleim) schon so lange auch nicht ein Brieflein geschrieben haben. Schreiben Sie ihm doch ja bald ein paar Zeilen, daß er sich wieder zufrieden giebt.“

**) Eine Zeitschrift; Erfurt 1770.

***) Sinngedichte von Wilhelm Heinse. Halberstadt bei Groß 1771, und H. s. Schr. X. S. 1—29.

†) Vom Jahre 1772. XVII. 229 ff.

††) Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1807. II. 344 ff.

sie sich als Einfälle gut lesen lassen. Immerhin sind sie als Erstlingsarbeit zu betrachten und darnach etwas milder zu beurteilen. Das Cynische darin bleibt jedoch jederzeit verwerflich.

Auch der Sorge um eine geeignete Stelle für den jungen Dichter waren seine beiden Gönner dadurch nicht enthoben. Es wurde verschiedenes geplant und bei der persönlichen Zusammenkunft Wielands mit Gleim am 31. Mai 1771 zu Darmstadt durch letzteren vielleicht manches pekuniäre Opfer, das ersterer für Heinse gebracht, vergütet, da Wieland selbst zu Erfurt nicht gerade in glänzenden Vermögens-Verhältnissen stand. Gleim wollte Heinse bei einem Pfarrer als Hauslehrer unterbringen; allein Wieland schrieb (Beilage 5), daß Heinse kein Theologe sei, sondern ein manquierter Jurist — c'est qu'entre nous il est un tant soit peu fripon — und daß er in keinerlei Betrachtung in ein Predigerhaus tauge. Dann hoffte Heinse durch seine Dialoge bei einer musikliebenden Dame, der regierenden Fürstin von Sonderhausen, sich zu insinuieren und dadurch seinen übrigen Absichten förderlich zu sein; jedoch auch dieser Plan mißlang. Ferner schickte Wieland an Gleim ein neues Manuskript: „Himmel und Hölle der Weisen" betitelt, ein profanes, witziges, schnackiges, seltsames Ding, wie er es nennt, voll Genie, voll guter und schlechter Sachen, sehr leichtfertig und heidnisch aber so unterhaltend, daß man es nicht weglegen könne bis man damit fertig sei und glaubte, Heinsen in Leipzig unterzubringen, bis was Schicklicheres für ihn ausgemittelt werde. Aber auch diese bescheidene Hoffnung und der Wunsch Heinses, in Leipzig noch ein wenig jus publi-

cum zu studieren, um vielleicht dereinst einem Minister als Sekretär dienen zu können, konnte aus Mangel an Existenzmitteln nicht erfüllt werden. Endlich schien sich aber doch für ihn eine günstige Gelegenheit zur Unterkunft zu bieten, und Wieland ergriff sie sofort.

J. G. Jacobi bat ihn nämlich um die Empfehlung eines Instruktors für seinen jüngsten Bruder, und umgehend schrieb Wieland*): „Diesen Augenblick, mein liebster, bester Bruder, giebt mir mein Genius ein, Ihnen zu schreiben, daß ich den Mann gefunden habe, den Sie für Ihren jungen Bruder verlangen. Ich will Ihnen eine kurze Abschilderung von ihm geben; sehen Sie dann, ob er Ihnen gefällt und melden Sie mir mit erster Post Ihre Entschließung.

Der Mann heißt Heinse. Er ist, seitdem ich hier bin, sehr an mich attachiert gewesen und hat nicht nur alle Requisita, welche Sie verlangen, sondern noch viel mehr dazu, wodurch er Ihnen und unserem Bruder Fritz gefallen wird. Er hat unendlich viel Genie, einen philosophischen Genius, der nur noch mehr Ausbildung und Politur von nöten hat, um ihn großer Dinge fähig zu machen. Er ist schon fünf Jahre auf Universitäten, hätte ein Jurist werden sollen, hat sich aber, von seinem Penchant fortgezogen, mehr auf belles lettres verlegt. Gleim hat wirklich ein Manuskript von ihm in Händen, welches Sie nur zu lesen brauchten, um zu sehen, wieviel von diesem jungen Genie zu erwarten ist. Ich interessiere mich für ihn und wünsche ihn also bei meinen

*) Am 6. September 1771.

Brüdern Jacobi platzieren zu können. Er selbst wünscht es sehnlich, denn er ist einer von Ihren wärmsten Bewunderern. Er ist gemacht, den Wert des Glückes, bei Ihnen zu leben, zu empfinden und es sich zu Nutzen zu machen. Es mangelt ihm auch nicht an der Gefälligkeit, welche ein Hofmeister in Ihrem Hause von nöten hat. Au surplus versteht er Musik, spielt das Klavier und ist überhaupt ein ganz musikalischer Mensch de cap en pied. Nächstens soll er Ihnen selbst schreiben. Sein Herz ist warm und gefühlvoll; eine starke Ader von satirischer Laune macht es zuweilen ein wenig zweideutig. Aber dies thut nichts. Er ist noch wenig über 20 Jahre; il s'en corrigera. In der vortrefflichen Gesellschaft, in die er kommen würde, würd' er sich in kurzem auf die vorteilhafteste Art entwickeln und ausbilden. Bisher haben ihm seine Umstände geschadet. Kurz, es mangelt ihm nichts als gute Gesellschaft, um ein Mann, wie man sein soll, zu werden. Ich empfehle Ihnen also den Herrn Heinse aufs beste und erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld."

Die Antwort fiel leider abschlägig aus. Wir wissen nicht, welche Änderungen sich in Heinses Entwickelung gezeigt hätten, wenn derselbe um diese Zeit in Jacobis Familie gekommen wäre; aber das darf man behaupten, daß es für ihn gut hätte sein müssen, wenigstens besser, als daß er jetzt einem Abenteuerer in die Hände fiel, der sein Talent auf Irrwege leitete.

So lange Heinse noch in Erfurt weilte, bestanden die engsten Beziehungen zu Wieland fort. Es war nicht des letzteren Schuld, daß sich dem ersteren keine bessere

Zukunft erschloß; er hatte wenigstens nach außen das möglichste dafür gethan und nicht weniger Heinse in geistiger Beziehung gefördert. Suchte er ihn doch sogar zu veranlassen, Petrarca zu übersetzen*) und eine Tragödie zu schreiben, um sie in Wien aufführen zu lassen.**) Ja, er erschloß sich demselben in einer Weise, wie nicht leicht einem zweiten zu Erfurt, so daß Heinse bei seiner Abreise von dort im Stande war, die genaueste Charakteristik seines Lehrers zu geben.

Die sinnlichen Schilderungen Wielands in seinen neuesten Werken fanden nämlich sehr bald noch freiere Nachahmer. Darüber wurde Wieland bedenklich. So klagte er bei Gleim über die Schriften Michaelis, der sich öffentlich einen Freund von Jacobi und Gleim nenne und forderte diesen auf, sich von demselben zu trennen: „ex duobus malis minus." — In dieser Angelegenheit berichtete Heinse an Gleim, daß er schon manchen Sturm dergleichen Sachen wegen und um noch vieles unschuldiger als Herr Michaelis von Wieland habe ausstehen müssen. „Die Grazien", fährt er weiter, „sind in seinem Herzen und der Amor von Coypel***) oft†) vor seinen Augen. Nach der Lehre meiner Aspasia††) von den Gedanken

*) H. s. Schr. VIII. 14.

**) Pröhle 134.

***) Siehe über diesen Pröhle S. 132 f. — Daselbst ist auch der ganze Brief, jedoch mit einigen unrichtigen Lesarten abgedruckt.

†) Nach dem 6. Originalbrief: Heinse an Gleim vom 23. September 1771.

††) H. s. Schr. V. 101. Zugleich ist dadurch bewiesen, daß das „Elysium der Weisen und Unweisen" später „Laidion" getauft wurde.

läßt sich alles erklären, entschuldigen und verzeihen. Seit drei Jahren hab' ich den vortrefflichen Mann ganz heimlich kennen zu lernen gesucht. Er bewundert den Apostel Voltaire, aber er würde sogar in Erfurt nie vertraulich mit ihm umgehen." Das heißt doch wohl deutlich, Wieland habe nicht den Mut, die Tendenz seiner neuesten Schriften weiterzuführen; er sei mit derselben wieder in ein bedenkliches Schwanken geraten. Ja, Pröhle legt ihm als Motiv für dieselbe sogar Eigennutz unter und sagt, Wieland habe durch seine schlüpfrigen Bücher mit widerstrebendem Gewissen Häuser und Rittergüter zusammenzuschriftstellern gesucht. Ich kann dieser Behauptung nicht zustimmen und den Wielandschen Schriften der zweiten Periode niemals ein so niederes Motiv unterschieben, selbst dann nicht, wenn ich zugeben müßte, daß Wieland gegen Heinse knauserig gehandelt, daß er sich für seine Auslagen aus den übersendeten Dukaten Gleims entschädigt hätte.*)

Der prinzipielle Unterschied aber zwischen Lehrer und Schüler bestand darin, daß der schwankende Wieland bei seiner neuen Richtung immer noch zwischen Verstand und Herz zu kämpfen hatte, während der entschiedene Heinse, durch die neuen Schriften des Meisters in seinen Anschauungen noch bestärkt, geradewegs auf das vorgesteckte Ziel hinarbeitete, das darauf hinausging, dem naturalistischen und sensualistischen Elemente in der Literatur um jeden Preis Geltung zu verschaffen. Das eine wie das andere merkte jeder von ihnen; daher gab es auch so manchen Sturm und darum schieden beide — gegenseitig mißtrauisch von=

---

*) Pröhle, 131 u. 133.

einander. Nach außen ließen sie sich solches jedoch nicht merken. Nur dem Vater Gleim lüftete Heinse den Schleier etwas, indem er ihm schrieb:*) „Wieland war so liebreich gegen mich, mir zwei Louisdor zur Reise zu geben; was ich noch nötig hatte, verschaffte mir mein Freund Andreä; der göttliche Wieland würde mir alles gegeben haben, aber er konnte nicht! Sie und ich müssen's ihm glauben! Zähren hat er bei meinem Abschiede geweint — Beweis genug, daß er es nicht konnte. Fußfällig bitte ich Sie, lassen Sie diese Zeilen kein anderes Auge sehen! Ich selbst wage es nicht, sie selbst zu lesen und zu denken." — Wieland machte sich von den Gleimschen Louisdors, die für Heinses Reisegeld bestimmt waren, zuerst selbst bezahlt; den Rest händigte er dem abziehenden Schüler ein und dazu ein Zeugnis (Beilage 6), durch welches Heinse von ihm als ein junger Mann von vorzüglichen Talenten und nicht gemeiner Stärke in den philosophischen Wissenschaften und der schönen Literatur allen Gönnern und Freunden derselben angelegenst empfohlen wurde.**) — Persönlich sahen sich beide nicht wieder!

*) Aus dem 11. Originalbrief: Heinse an Gleim vom 14. Oktober 1771, auch Pröhle 133.

**) Archiv X. 380.

III.

Heinse in Süddeutschland von 1771—1772. — Die Petroniusübersetzung und die Kirschen.

Im Jahre 1771 erschienen die frivolen „Gedichte im Geschmacke Grécourts“, welche anzüglicher Weise Wieland mit einem „salve frater“ gewidmet waren. Gervinus und Kurz*) sind über den Verfasser derselben nicht einig geworden, da letzterer den Kriegsrat J. G. Scheffner aus Königsberg, ersterer einen preußischen Offizier, den Freiherrn v. d. Goltz, dafür hielt. Freiherr v. d. Goltz wird vielfach auch als derjenige genannt**), welcher Heinse bestimmt hätte, Erfurt zu verlassen und sich ihm als Reisebegleiter anzuschließen. Allein in der Person mag hier ein Irrtum obwalten. Ein preußischer Hauptmann, Herr von Liebenstein sich nennend und dessen Freund, der Graf von Schmettau, lernten Heinse in Erfurt kennen.

*) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. 1853. V. S. 3—21, und Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. 1857. III. S. 579 Anmerkung 36. Wieland schrieb an J. G. Jacobi 6. Nov. 1771: „Die Messe hat uns einen Deutschen soi dissant imitateur de Grécourt aus Königsberg gebracht.“ (W. s. Schr. S. III. 85.)

**) So in Gervinus, Kurz, Hillebrand, Lindemann u. a.

Ersterer, Generalreise-Inspektor bei der dänischen Zahlen-Lotterie, schlug ihm vor, sie auf ihrer Reise durch Süddeutschland zu begleiten und in den schriftlichen Arbeiten zu unterstützen. Er bot Heinse monatlich 2 Louisdor und Bestreitung der Reisekosten. Da keine anderen Aussichten auf Erlangung einer Stelle vorhanden waren und auch Wieland zur Annahme des Angebots geraten hatte, ging Heinse auf den Vorschlag ein und zog fast ein Jahr lang mit diesen Männern umher, sich längere Zeit zu Frankfurt, Nürnberg und Erlangen aufhaltend. So angenehm Heinse von den schönen Rheingegenden, die er von Frankfurt aus bereiste, und von der Bekanntschaft mit dem „an Geist und Leib wielandschen J. H. Jacobi" und der „Musarion La Roche" berührt gewesen sein mag, so zeigte sich doch bald, daß die Verbindung mit diesen beiden Männern für ihn nicht ersprießlich war. Weder der kriegerische Geist des Herrn von Liebenstein, noch die philosophische Religionsschwärmerei des Grafen von Schmettau konnte Heinse anziehen. Dieser quälte ihn, Pasquillen auf Götze und auf die ganze christliche Religion zu machen, wozu er sich jedoch nicht erniedrigte, und jener wirkte durch seine „scythische Moral" auf ihn derart ein, daß, wie er selbst sagte, alle seine Gedanken in Unordnung geraten seien.*) Gezwungen, in solchen gefährlichen Umständen fortzuleben, mußte er um des Erwerbes willen — der Herr von Liebenstein verlor bald seine Stellung — Werke übersetzen und Schriften schreiben, die

*) H. s. Schr. VIII. 28 f. 36. 40. — Vergleiche auch „über den Einfluß des Militärs auf unsere Dichter" Gervinus IV. 376.

anstößig wirkten und ihn mit seinem Meister Wieland in Konflikt brachten.

Für den Grafen von Schmettau verbesserte er eine Übersetzung des Compère Mathieu und für den Herrn von Liebenstein wurden die „Begebenheiten des Enkolp aus dem Satirikon des Petron“ ins Deutsche übertragen. Heinse glaubte wohl, er könne den Petronius so übersetzen, daß die Grazien nach dem Befehle des göttlichen Wieland nicht nötig haben, ihr Händchen dabei vors Gesicht zu halten. Aber leichter, meinte Gleim, der von dem Unternehmen benachrichtigt war, sei es dem Genius Heinse, von dem er große Begriffe habe, selbst ein Satirikon von irgend einem Kaiser im Monde zu schreiben. Kurz, die Not war Ursache, daß ein Buch gewählt wurde, von dem jeder Buchhändler glauben konnte, daß es häufig abgehen werde.*) In 10 Tagen waren auch zwei Drittel in Prosa und Reimen übersetzt und Gleim sah nach Einsicht der übersendeten Proben dem deutschen Petronius mit großem Verlangen entgegen. Canter in Königsberg sollte ihn verlegen und Herrn Oeser bitten, Vignetten dazu zu malen. „Der Verfasser der Gedichte im Geschmacke Grécourts soll sich, wie er (Canter) schreibt, sehr freuen, daß der Petron übersetzt sei“,**) schrieb Heinse an Gleim.

---

*) H. s. Schr. VIII. 36 ff.

**) Nach dieser Stelle aus Heinses Originalbrief an Gleim vom 17. April 1772 wäre der Verfasser der „Gedichte im Geschmacke Grécourts“ in Königsberg zu suchen, was für die Ansicht von Kurz spricht, der den Kriegsrat Scheffner daselbst dafür hielt. — Ebenso aus Wielands Brief an J. G. Jacobi vom 6. November 1771. Briefe Wielands an J. G. Jacobi. III. 85.

Allein das Erscheinen der Übersetzung verzögerte sich, sei es, daß Canter, wie Heinse meinte, die dafür mit Schmerzen erwarteten 20 Pistolen nicht vorrätig hatte oder daß ihm das Buch, mit dem die Leipziger Kunstrichter (Nicolai) nicht zufrieden waren, zu anstößig erschien. „Der Herr Canter," berichtete Heinse an Gleim am 22. Juli 1772, „hat kein Geld und deswegen seine Verlagssachen in Leipzig um den halben Preis baar Geld verlassen. Das ist die ganze Ursache, warum er den Petron nicht angenommen hat. Die Leipziger Herren Journalisten und Kunstrichter werden freilich die Vorrede und die Anmerkungen zu der Übersetzung nicht für allzu köstlich für ihren Geschmack gefunden haben, denn da sind keine süßen Predigten über Sätze aus der Gellertschen Moral anzutreffen. Unterdessen will sie der Hauptmann noch diesen Sommer drucken lassen. Ich bekümmere mich nichts mehr darum; ihm habe ich sie übergeben."*)

Als die Übersetzung nun kurz darauf erschien**), waren es gerade die Vorrede nnd die Anmerkungen, die Anstoß erregten. In der ersteren suchte Heinse seine Arbeit zu rechtfertigen durch den Hinweis auf die Erzählungen

*) Aus dem 23. Originalbrief von Heinse an Gleim vom 18. Juli 1772 u. H. s. Schr. VIII. 58.

**) Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satirikon des Petron übersetzt. I. u. II. Band. Rom. [Schwabach] 1773. Neue Auflage: Ebenda 1783. Vergleiche dazu: a) Anhang zu Band 13—24 der allgemeinen deutschen Bibliothek. Abteilung 2. S. 757 f. — b) Schummels Übersetzer-Bibliothek 208 f. — c) Schirachs Magazin der deutschen Kritik II. 2. Teil. 310. — d) Almanach der deutschen Musen 1774 S. 94. – e) Degens Literatur der deutschen Übersetzungen der Römer II. 233 f.

von Boccaccio, Lafontaine und Crebillon, die man ohne Anstoß lese, obwohl sie weit ärger seien als die Mitteilungen des Petronius; ferner durch die Berufung auf den bisher erlangten Grad der Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes und der dadurch bedingten Verschiedenheit der Ansicht von Tugend und Sitte; endlich durch die Freiheit des Genies, das Häßlichste wie das Schönste schildern zu dürfen: Sätze, denen man allerdings nicht vollkommen zustimmen kann. Die Anmerkungen enthalten zunächst scharfe Ausfälle auf das deutsche Professorentum und auf die Kritiker. Heinse ereifert sich darin namentlich gegen die Wiener, welchen selbst der Agathon zu frei wäre. Er preist dafür die Ansichten der Alten in Bezug auf Sitte und hält unsere Fehler gegen diese Vorschriften für natürlich und verzeihlich. Daneben stehen aber breite Erklärungen anzüglicher Stellen, sodaß es den Anschein hat, als wolle der Üebersetzer im Anstößigen dem Original gleich kommen.

Was das Original selbst anlangt, so ist es nur mehr das Bruchstück eines einst aus 20 Büchern bestehenden Werkes, das eine treffende Charakteristik des Verfalls römischer Sitten zur Zeit Neros darstellt.*) Heinse hat den Petronius zuerst ins Deutsche übertragen**) und zwar nach der Ausgabe von Burmann***); was F. Nodot davon herausgegeben hat, hält Heinse für gering. Die Übersetzung des carmen de bello civili, das seiner Zeit von

*) Geschichte der römischen Litteratur v. W. S. Teuffel. Leipzig 1875. S. 687 u. 305.

**) Nach ihm übersetzte ihn Schlüter, Halle 1792.

***) Utrecht 1709, 4, und Amsterdam 1743, 4.

allen Schulrektoren für unübersetzbar gehalten worden, ist ihm sehr gut gelungen. Daß Heinse überhaupt der ganzen Arbeit vollkommen gewachsen war und die Aufgabe für seine Zeit sprachlich trefflich löste, darüber waren bis jetzt alle Kritiker einig.

Für meinen Zweck wird es genügen, Wielands Urteil darüber ins Auge zu fassen. Es war hart für Heinse. Wie Wieland, empört über die Zueignung der „Gedichte im Geschmacke Grécourts", den Verfasser derselben einen Elenden nannte, dem der unflätigste Priapismus statt der Begeisterung diene*), so schrieb er in einem P. S. an Gleim**): „Was sagen Sie zu dem abscheulichen Frevel den Heinse durch seinen Enkolp wider unsere Göttin Kalokagathia und Ihre Grazien begangen hat? Hätte der Unglückliche nur das von Petron übersetzt, was ehrliche Leute lesen können, und hätte dies desto besser gemacht und poliert, so hätte er ein gutes Werk gethan! Aber nun — und seine unausstehlichen Noten! — seine öffentlich profitierte Asotie! — Der Elende! Wo ist er? Ist er wirklich nach Italien gegangen, den Vatikanischen Apollo mit profanen Augen zu verunreinigen." —

So ist Wielands Befürchtung, seine Nachahmer werden auf dem von ihm eingeschlagenen Wege des Sensualismus weitergehen als er, zur Wahrheit geworden. Sie verlangten eben, wie der Meister, auch für sich die Freiheit, ohne Schuld wollüstige und üppige Gemälde entwerfen zu dürfen. Die Parole, die Wieland in seinen

*) Wielands ausgewählte Briefe. Zürich 1815. III. 85.

**) Aus dem Orginalbrief Wielands an Gleim v. 6. Dez. 1773 u. Pröhle 263.

„komischen Erzählungen" den Verurteilern sinnlicher Empfindungen gegenüber aussprach, wurde aufgenommen und konsequent fortgeführt. Soweit wollte er es aber nicht kommen lassen. Darum sein Weh' über diese Elenden, die es wagten, ihm ein salve frater zuzurufen, die sich der Gunst seiner Freunde rühmten (Michaelis), oder sinnliche Schilderungen des Altertums durch erklärende Erläuterungen noch gefährlicher machten. Wieland fühlte nämlich wohl, daß er daran nicht ganz ohne Mitschuld war, und die Vorwürfe, die man gegen ihn wegen seiner „komischen Erzählungen" erhoben hatte, trafen ihn jetzt doppelt schwer. In der „Unterredung mit dem Pfarrer von***" suchte er sein Herz zu erleichtern. Die Adresse, an welche darin die Ausdrücke wie „unreife, mutwillige Buben" u. a. gerichtet sind, dürfte nicht schwer zu erraten sein. Er war so aufgebracht über den Übersetzer des Petronius, daß er in seinem „Merkur" nicht die geringste Bemerkung darüber machte oder machen ließ, nicht einmal eine warnende, wie später bei der Übersetzung von Schlüter.*)

So hart nun das Urteil Wielands ausfiel, so energisch hat sich Heinse später dagegen verteidigt.**) Es war diesem anfangs aufrichtig leid, Petronius übersetzt zu haben. Aber Gleim beruhigte ihn, indem er bemerkte,

*) Im „Neuen deutschen Merkur" von 1795 III. 391 heißt es: „Schlüter, durch Übersetzung verschiedener Schriften bekannt, verspricht eine Übersetzung der sämtlichen Werke des Petron, bei welcher unsere züchtige Sprache und hoffentlich auch unsere züchtige Denkungsart ziemlich ins Gedränge kommen dürfte.

**) H. s. Schr. VIII. 91 f.

daß die Schreier schweigen und die Halbkenner anfangen werden, den Petronius aus dem rechten Gesichtspunkte mit Goethe anzusehen und dem Übersetzer als Übersetzer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Später machte sich Heinse selbst darüber lustig und schrieb:

„Petronius ins Deutsche übersetzt?
Mein Gott, wer ist denn das gewesen?
Wird denn solch Zeug noch abgesetzt?
Und von den Deutschen noch gelesen!
Du Naseweis von Erlang oder Dresen*)!
Petronius schrieb für gesunden Geist,
Nicht für verfaulte Herz und Nieren.
Warum läßt denn Du Heidenbeust,
Dich von dem kleinen Scherze rühren?

Die Verletzung der guten Sitten durch solche Schriften kann natürlich nie entschuldigt werden, und doch treffen bei Heinse so verschiedene Umstände zusammen, welche die Übersetzung dieses Werkes durch ihn milder beurteilen lassen. Es reizte das junge Genie, den Deutschen in ihrer Sprache etwas zu bieten, was durch dieselbe wiederzugeben bisher für unmöglich gehalten wurde. Der Stolz, hierin der erste zu sein und das beste zu liefern, ließ ihn über die Form den Inhalt vergessen. Hätte er sich aber über letzteren auch Skrupeln gemacht, so mußten solche unter dem Gedanken verschwinden, daß er nur eine Übersetzung liefere, daß der Inhalt dieses Buches längst bekannt und in Frankreich schon zweimal übersetzt sei. Die Noten und Bemerkungen hielt er im Interesse des Verständnisses für notwendig und ahmte zugleich da-

*) Erlangen oder Dresden.

mit einen Wielandschen Gebrauch nach. Endlich aber wurde Heinse durch die dringendste Not gezwungen, ein Buch zu schreiben, von dem man annehmen konnte, daß es Geld bringe, und als solches mußte ihm für den Zeitgeschmack Petronius gelten. Schließlich darf nicht vergessen werden, daß, wie Heinse selbst bemerkt, das Abscheulichste darin von der schänderischen Hand des Hauptmanns sei.

Auf Anregung Gleims*) bildete Heinse für vier Louisdor auch Dorats „Cerises"**) um, indem er den Schauplatz der Erzählung nach Pankow bei Berlin verlegte. Dort ließ ein General Friedrich des Großen vor einer Männergesellschaft die schöne Tochter seines Gärtners, die ihm die ersten Kirschen brachte, einem Maler als Modell stehen. Zur Belustigung der Gesellschaft streute der Gutsherr die Kirschen auf den Boden und die entkleidete Schöne mußte sie auflesen. Als Sühne dafür verlangte der General von jedem eine bestimmte Summe und händigte das Geld Lieschens Bräutigam als Heiratsgut ein.

Der deutsche „Merkur" schrieb darüber: „Der komischen Erzählung geht es unstreitig viel übler, als der Idylle. Seit 1768 bis jetzt glaubte jeder schale Witzling ein Wieland oder Thümmel zu sein, wenn er uns diluierte Einfälle anderer vorplauderte. Je seltener also noch unter den Deutschen die humoristischen Erzählungen sind, welche zu einer wahren Seelenkur gereichen können, desto will-

*) Briefe zwischen Gleim, Heinse u. Müller, herausgegeben von Körte. Zürich 1806. I. 65 ff.

**) Die Kirschen. Berlin 1773. 8. und H. s. Schr. X. 35—69 u. 383 u. S. XXX. Dorat lebte von 1734—1780 in Paris.

kommener war uns die Kopie von den Kirschen des Dorat. Doch haben wir in ihr nicht viel mehr, als die Erfindung von Dorat wieder gefunden. Die reizende Delikatesse des liebenswürdigen Franzosen hat durch die wortreiche Paraphrase des Deutschen zu viel gelitten. Wir loben den Nachahmer, daß er den Schauplatz nach Berlin verlegt hat; daß er aber vom Tone des Originals abgewichen und humoristischer zu sein gesucht, können wir deswegen nicht billigen, weil er im Stil der Erzählung zu wenig Natur oder zu wenig Übung zu haben scheint."*)

Ob diese Rezension den Ansichten Wielands entsprach, ist zu bezweifeln. Wenigstens glaube ich nicht, daß er mit der Übertragung des echt französischen Sujets auf deutsche Verhältnisse so einverstanden war, wie es der Rezensent gewesen zu sein scheint, weil er darüber gar keine Bemerkung machte, sondern den Nachahmer noch lobte, daß er den Schauplatz nach Berlin verlegte. Wieland aber mußte in der Behandlung eines so wollüstigen Stoffes, der, wie Gervinus sich ausdrückt, „in der Geschichte der Borgia empört", einen neuen Beweis finden, daß sein Schüler vor den Konsequenzen aus dem ihm gegebenen Beispiele nicht zurückschrecke. Wie schon angedeutet, war der Kanonikus Gleim der Urheber der Arbeit, und dieser Umstand wird allein genügen, den armen, geldbedürftigen Verfasser teilweise zu entschuldigen. Die Angriffe, die darauf von Seite Nicolais damals erfolgten, wies Heinse spöttisch zurück, indem er schrieb:

*) Deutscher Merkur von 1773 IV. 265.

„Moral in Jokus eingehüllet, erlaubet heilige Kritika.
Und doch verdammt sie meine „Kirschen“ da!
Die Hure, die hat Nickels Balg kaum ausgestellet,
Gleich ist ein andrer wieder da.
Wär nicht Madamens Kopf mit Grütze angefüllet,
So säh die garstige Hure ja
In den „Kirschen“ auch: Moral in Jokus eingehüllet.“

Diese Moral heißt: Genieße das Leben! Sie ist Wielandisch. — Auch die Form der Erzählung erinnert an Wielandsche Muster; nur die Beziehungen auf die Kunst darin sind für Heinse charakteristisch. Vom Ganzen kann man Dorats Wort gelten lassen: „En tout prenons le beau côté!“ Jedoch muß man bedauern, daß Heinse sein Talent an so leichtfertigen, französischen Sujets vergeudete.

So verging ein Jahr, welches Heinse größtenteils in Erlangen verlebte. Dort verkehrte er gerne mit Diel, der „Wieland sehr fleißig in Erfurt gehört“. Über letzteren selbst war Heinse immer genau unterrichtet. Er freute sich auf die zweite Ausgabe des Agathon; er wußte, daß die Personen des neuen Amadis bei Gelegenheit eines Hofballs zu Weimar auftraten; er sprach von Wielands goldenem Spiegel, an dem sich die Herzogin ergötzte und erfuhr unter „den Rosen der Freundschaft“, daß Wieland Prinzenerzieher zu Weimar werden würde. Wahrscheinlich berichtete ihm dies Andreä, der beste Freund, den Heinse in Erfurt hatte, denn Wieland selbst war durch die entschiedene Richtung Heinses gereizt und suchte sich jetzt denselben ganz fernzuhalten. Viele unbeantwortete Briefe mußten ihm dies beweisen. Dadurch litt aber

auch dessen Begeisterung für Wieland und leichte Zweifel an des Meisters Befähigung traten beim Schüler auf. Heinse glaubte nicht, daß der Grazienpriester Wieland eine „Galotti" zu Stande brächte. Doch bat er den Vater Gleim noch um Verzeihung wegen solcher Gedanken.

Als Heinse die Verbindung mit dem Herrn von Liebenstein gelöst hatte, verließ der Enttäuschte Erlangen, besuchte noch Gleims Freund, den Anakreontiker Uz zu Ansbach und reiste dann über Koburg zurück in seine Heimat nach Thüringen.

IV.

Heinse bei Gleim von 1772—1774. Die Büchse und Laidion.

Im August 1772 langte Heinse wieder in der Heimat an. Allein es war für ihn daselbst kein Bleiben. Eine Feuersbrunst hatte kurz vorher das väterliche Haus zerstört, und Heinse mußte die Gleimsche Unterstützung mit den Angehörigen teilen. Die auf gleiche Weise geschädigten Landsleute suchte er zu trösten und — echt Heinsisch — deren Hunger durch Geigen- und Flötenspiel zu vertreiben.*) Was sollte jedoch mit ihm weiter geschehen? „Genialischen Geistes war er, aber in keiner Brotwissenschaft gelehrt."**) Er reiste nach Erfurt, um bei Wieland Hilfe zu suchen; allein derselbe war wegen seiner bevorstehenden Berufung nach Weimar nicht anzutreffen und konnte oder wollte auch nichts mehr für seinen ehemaligen Schüler thun. Daher begrüßte er freudigst die Vermittlung Gleims zur Erlangung einer Hauslehrerstelle. Nie-

*) H. s. Schr. VIII. 59 und 63.

**) Walhallas Genossen von König Ludwig I. von Bayern. München 1842. S. 239.

mand aber hätte den Übersetzer des „Petronius“, den Verfasser der „Kirschen“ als Erzieher genommen. Heinse mußte daher nach Gleims Vorschlag unter fremdem Namen auftreten und zog nun als Magister Rost nach Halberstadt, vom Vater Gleim herzlichst aufgenommen. Hier lernte er auch dessen Freunde J. G. Jacobi und Clamer Schmidt kennen, und im Oktober 1772 übernahm er die Hauslehrerstelle beim Herrn von Massow zu Quedlinburg.

Mit dem Herrn des Hauses stimmte Heinse in seinen Erziehungsansichten nicht überein. Der erstere rühmte die Methode der Schulpforta und die strenge Erziehung daselbst. Heinse wollte, wie überall, so auch hier den Weg der Natur und Freiheit gehen. Noch nach Jahren war er dafür besorgt, daß der Geist seines Zöglings, der so schön als irgend einer aus den Händen der Natur kam, von den Pädagogen seiner Zeit nicht zum Krüppel gemacht werde.*) Der Frau von Massow**), der fein gebildeten Tochter des Geheimrates von Schellersheim zu Halberstadt, war der junge Hauslehrer sympathisch. Durch geistreiche Unterhaltungen über Musik machte er sich bei ihr beliebt, und die ästhetische Einwirkung dieser vortrefflichen Dame auf Heinse hätte nur noch länger währen sollen. Schwärmend berichtete er darüber an Gleim: „Mia vita è dolce amara in jeder Betrachtung dem Petrarca nachgesagt.“ „Ich lese täglich zwei Stunden mit meiner Grazie von Massow die Opern, von der himmlischen Venus dem Metastasio eingegeben, und wir erklären

---

*) H. s. Schr. VIII. 107.

**) Pröhle 138 ff. und 293 f.

sie, bedenken Sie meine Wonne, einander."*) — Manche Erinnerung an diese schöne Zeit wird Heinse gekommen sein, als er seine „Hildegard" schrieb.

Der Aufenthalt in Quedlinburg währte aber nur einen Winter, da Heinse auf den Wunsch Gleims (Beilage 8) im März 1773 nach Halberstadt zurückkehrte. Hier entwickelte sich nun eine rege literarische Thätigkeit. Schon im November 1772 wünschte Heinse in poetischer Begeisterung, daß Wieland und Jacobi und Schmidt dem Vater Gleim süße Lieder sängen und die Musen und Charitinnen ihm Tempe gäben, wie einst dem alten Tejer. — „Gleim verdiente zu leben, wie im gold'nen Spiegel Psammis!"**) — Gleichzeitig schrieben er und Schmidt für den lieben Vater griechische Elfsilber, Hendekasyllaben, um ihn bei seiner Rückkehr aus Magdeburg damit zu überraschen. Die Schmidtschen wurden gedruckt und im „Merkur" angezeigt; die zwölf Heinseschen blieben Manuskript, sind aber von Klopstock und Goethe, welch' letzterer solche sogar deklamierte, für Meisterstücke gehalten worden.***) Von Quedlinburg aus richtete Heinse eine Epistel „an Herrn Kriegssekretär Schmidt" (Beilage 9). In schwungvollen Versen schildert er darin, wie er ins Elysium hingezaubert war, die Musen und Grazien gesehen habe und unter ihnen Kleist und Michaelis lustwandelnd Arm in Arm verschlungen wie Gleim und

---

*) Aus dem Originalbriefe an Gleim am Ende des letzten Tages v. J. 1772 und H. s. Schr. VIII. 77.

**) H. s. Schr. VIII. 70 f.

***) H. s. Schr. VIII. 127. (Vergleiche auch Pröhle 309 f.)

Jacobi. Dabei kann er jedoch kritische Bemerkungen und Ausfälle auf Lavater und Nicolai nicht unterdrücken, während er Lessings Dramaturgie lobend erwähnt.

Der Vater Gleim blieb in dichterischen Produktionen hinter seinen jungen Freunden nicht zurück. Veranlaßt durch den Eindruck, den Ton und Inhalt des Koran auf ihn ausübte, schrieb er für Heinse*) das „rote Buch" oder „Halladat", eine Sammlung von Gesängen gemütvollen Inhalts. Jeder einzelne Gesang wurde dem vertrauten Freunde zur Beurteilung mitgeteilt**), der in überschwenglicher Weise seine Bewunderung darüber aussprach. Noch in späteren Jahren ist Heinse stolz darauf gewesen, diese edle Geistesfrucht zuerst und allein genossen zu haben.***)

Am fleißigsten aber wurde im folgenden Winter gedichtet. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Kritiker dem sogenannten Halberstädter Kreise ihre besondere Aufmerksamkeit widmeten, denn wetteifernd ertönten jetzt aus der gesangreichen Wohnung Gleims neue Lieder. Da auch Wieland, wie bereits berührt, über Michaelis und Heinse seine Ausstellungen gemacht hatte, so glaubte Gleim die Zeit zur Ausführung seines längst gehegten Wunsches gekommen, nämlich einen Dichterbund nach Art des Göttinger zu gründen.†) Er, J. G. Jacobi, Heinse, Schmidt, Sangerhausen und der Lehenssekretär Gleim gaben sich das Versprechen, alle Morgen in einer verschlossenen

---

*) Gleims Leben von Körte. Halberstadt 1811. S. 329.

**) Körte, Briefwechsel I. 127—136.

***) H. s. Schr. VIII. 124.

†) Pröhle 262 ff.

Büchse eine Musengabe zuzusenden: „ein Gedicht von zwei Zeilen oder ein Heldengedicht von so viel Tausenden, ganz nach eines jeden freien Willen; nur daß der Gegenstand heiterer Spott der Kritiker und Journalisten sein mußte."*) Jeden Samstag wurden die Beiträge vorgelesen und die besten in ein Buch eingetragen. So entstand das sogenannte Bundesbuch des Halberstädter Dichterkreises, „Die Büchse". Ich habe dieselbe im Original eingesehen und gefunden, daß von den nahe an 300 darin enthaltenen Epigrammen und anderen Gedichten ungefähr 50 von Heinse herrühren, was sich nach Inhalt und Form derselben beweisen läßt. Namentlich wird der „lange Nickel" und seine „Allgemeine"**) in denselben vielfach mitgenommen, sowie dessen Verhältnis zu Wieland persifliert. So heißt es einmal:

„Ihr Grazien! zu hart seid ihr diesmal gewesen.
Bloß für ein Kompliment, das ihm entschlüpfet war,
Muß Wieland — wißt, Ihr setzt sein Leben in Gefahr,
Ach, einen Band der „Allgemeinen" lesen."

Oder aus dem „Rinderhüter Idolus":

„Warum uns mit den Narren balgen!
Schlägt doch ein Nickel in Berlin
Der Musen Namen an den Galgen,
Und Wieland sieht's und — lobet ihn."***)

---

*) Gleims Leben v. Körte. Halberstadt 1811. S. 188.

**) Allgemeine deutsche Bibliothek v. Fr. Nicolai.

***) Vergleiche F. H. Jacobis auserlesenen Briefwechsel. Leipzig 1825. I. 117—121, und Loebells: C. M. Wieland. Braunschweig 1858. II. 241 f.

Auch Wielands neue Stellung und sein literarisches Unternehmen, die Herausgabe einer Zeitschrift, wird bedauert:

„O hättest du doch nie geschworen
Dem Hof und dem Merkur; denn ist's nicht wahr?
Seit deinem Schwur hast du die Zeugungskraft verloren." *)

Solche und eine Reihe ähnlicher Epigramme — nach ihrer Qualität zum Teil fein ironisch, zum Teil aber auch platt und gewöhnlich — produzierte Heinse im Kreise der Halberstädter. Nebenbei lieferte er aber zur „Büchse" auch eine Reihe tiefempfundener Lieder, die zu den schönsten Erzeugnissen seiner Muse gezählt werden müssen; so namentlich die Elegie aus dem Spanischen.**)

Von weit größerer Bedeutung jedoch, als alle bisher genannten poetischen Erzeugnisse Heinses zur Zeit seines Halberstädter Aufenthaltes ist die Vollendung und Herausgabe seiner „Laidion", jenes ersten größeren Werkes, durch welches er sich am meisten als Schüler Wielands charakterisiert. Er hat diesen Roman, wenn man ihn nach Boie***) und Scherr†) so nennen darf, schon 1771 unter dem unmittelbaren Einflusse von Wieland als

---

*) Seit Wieland Prinzenerzieher in Weimar wurde; Ende 1772.

**) Abgedruckt in Pröhle 282 f.

***) „Es ist wieder ein weicher, wollüstiger Dichter aufgestanden," schrieb Boie an Nicolai am 14. November 1773, „der zwar sein Original nicht erreichen, aber doch Leser finden wird. Er läßt jetzt in Lemgo einen halb poetischen, halb prosaischen Roman Laidion drucken."

†) Allgemeine Geschichte der Literatur von Dr. J. Scherr. Stuttgart 1875. II. 213.

„Elysium" begonnen, jedoch denselben erst 1774 nach verschiedenen Veränderungen herausgegeben.*) Inhalt wie Form zeigen unverkennbar die Wielandschen Vorbilder.

Wie der Meister seine Helden gerne aus dem Orient oder aus Griechenland nahm, so versetzte der Schüler seine Heldin, die griechische Lais, ins Elysium. Was sie dort erfährt und wie sie von Orpheus, Solon und Aspasia gerichtet wird, das teilt sie ihrem Freunde Aristipp mit. So ist eine Situation geschaffen, die es leicht ermöglicht, durch den Mund der bekannten Griechen und Griechinnen die beliebten philosophischen Sätze (die Ansichten Wielands und Heinses) zu beleuchten, nach welchen die Glückseligkeit und höchste Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes darin besteht, daß jeder Mensch nach seinem Genie, nach seinen Verdiensten und nach der ihm von der Natur gegebenen Kraft soviel genieße, als er, ohne die Glückseligkeit des Ganzen zu vermindern, genießen könne. So schön dieser Satz auch klingt und so viel Berechtigung er an und für sich zu haben scheint, so geht doch das ganze System, das Heinse anzubahnen sucht, hauptsächlich

---

*) Laidion, oder die Eleusinischen Geheimnisse. Lemgo in der Meyerischen Buchhandlung 1774. (Ersch und Gruber nennen Leipzig als Ort der ersten Ausgabe und Neue Ausgabe ebenda 1790). 2. Auflage. Lemgo 1799. Nach derselben abgedruckt in H. s. Schr. V. Hier fehlt nach der 1. Ausgabe: das Datum, nach welcher Heinse die Vorrede zu Langewiesen 1771 geschrieben hätte, in der Einleitung das S. 37—42 dort selbst über Originalität der Schrift Gesagte und die Anmerkungen Seite 144 über Platos Republik, S. 263—376 über die veränderte Sapphosche Ode und S. 381 wie 391 über Lukrez. — Vergleiche Körtes Briefwechsel I. 20—163.

auf den Genuß sinnlicher Freuden, auf die Klage gegen die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse hinaus. „Das Rousseausche Naturevangelium sollte durch die Philosophie der Grazien vermittelt werden", sagte Rieger, und an die Stelle christlicher Anschauungen sollen die der antiken Welt treten. In diese philosophischen Erklärungen verwebt Heinse eine Reihe phantastischer Gemälde überirdischer Gefilde, satirische Ausfälle auf die deutsche Gelehrtenwelt und glühende Schilderungen vom griechischen Hetärenleben. — Letzteres war bekanntlich noch ein Lieblingsthema des alten Wieland.

Bezeichnend für Laidion ist das Heinsesche Selbstbekenntnis, daß er sich im Griechischen nur mit den Dichtern beschäftigt habe, da sein Lehrmeister selbst ein Dichter war. Die Schätze der Weisheit vom Aristoteles, Plato und Xenophon habe er aber nur aus Gesprächen und vom Hörensagen kennen gelernt und von den Quellen selbst nur wenig getrunken.*) Daß er trotzdem das Griechentum zum Hintergrunde des Vortrags seiner Glückseligkeitslehre nimmt, kennzeichnet ihn ganz besonders als Schüler Wielands, der im Agathon, in Musarion und in den Dialogen des Diogenes dasselbe gethan. Es war für Heinse nach Mercks Ausdruck eine „Übung der Kräfte**), welche in der Tendenz, heimische Zustände der Gegenwart, die man beseitigen oder satirisch bestrafen will, in ferne Räume und Zeiten zu verlegen, nach dem Muster Wielands gelungen ist.

*) H. s. Schr. I. 24.

**) Gervinus IV. 490.

Aber auch in der Form folgte Heinse ganz seinem Lehrer. In der Einleitung spricht er von einer gefundenen Handschrift, die er hier übersetze, wie Wieland in seinem „Nachlaß des Diogenes von Sinope" gethan. Die Kapiteleinteilung gleicht der des „Don Silvio"; der reizende Wechsel von Prosa und Poesie dem der „Grazien". Er zeigt sein Geschick in der Neubildung von Wörtern*), wie Wieland im „neuen Amadis" und steht ihm in der bestrickenden Diktion, im leichten Witz, im glühenden Kolorit und in der meisterhaften Situations- und Seelenmalerei nicht im geringsten nach, vermeidet vielmehr glücklich die oft allzugroße Wielandsche Redseligkeit. Ja, er suchte endlich durch die beigefügten Stanzen im Anhange zu zeigen, daß er im Stande sei, sogar den Idris zu übertreffen und ein Heldengedicht von 20 Gesängen zu liefern. Nicht freie, sondern streng gebaute ottave rime sollten es werden, mit fünf weiblichen Reimen, und die Glut der sinnlichen Schilderungen in den bereits fertig gestellten erinnert an die lebhaften Darstellungen der Italiener. Es konnte darum nicht ausbleiben, daß „Laidion" Aufsehen in den literarischen Kreisen erregte. So war Goethe ob solcher Sprache und Freiheit erstaunt, und voll Verwunderung darüber schrieb er am 1. Juni 1774 an den Konsul Schönborn: „Heinse, den sie aus der Übersetzung des Petron kennen, hat ein Ding herausgegeben, des Titels „Laidion

---

*) H. s. Schr. V. „Erdankleber" S. 11, „Darüberhinschlüpfer" S. 12, „Dir gehorsamt haben" S. 16, „sich sippsend emporarbeiten" S. 17, „was Phidias gebildhauet" S. 88, „von den Nichtsen" S. 192, „Seligkeitengeberinnen" S. 207 u. a.

oder die Eleusinischen Geheimnisse". Es ist mit der glühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben und läßt Wieland und (J. G.) Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt, in denen sich's herumdreht, mit den ihrigen koincidiert. Hintenan sind Ottave gedruckt, die alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden ist." — „Das ist ein Mann," rief Goethe später in Bezug auf Laidion aus, „dergleichen Fülle hat sich so leicht mir nicht dargestellt; man muß ihn bewundern, oder mit ihm wetteifern." *) Der Merkur brachte eine ausführliche Besprechung, dahin lautend, daß der Verfasser Verstand und Phantasie des Lesers mit Philosophie zu amüsieren verstehe und in Empfindungen und Beschreibungen, diesen beiden großen Eigenschaften eines Dichters, schon viel geleistet habe. Was er am Ganzen auszusetzen finde, den Hang zum Neuen und Paradoxen, setzt er auf Rechnung der Jugend des Autors. Die angefangene romantische Epopöe bis auf 20 Gesänge fortzusetzen, widerrät der Rezensent, da selbst Idris und Amadis zuviel Imagination und zu wenig Interesse biete; aber lobend hebt er hervor, daß der Verfasser malerische Talente, Fertigkeit der Versifikation und Bekanntschaft mit den italienischen Dichtern beweise.**) In den kritischen Nachrichten zum deutschen Parnaß im „Merkur"***) wird gesagt, daß Wieland erklärte, kein Stifter einer Sekte zu werden, daß er

*) H. s. Schr. VIII. 124.

**) Deutscher Merkur für 1874 VII. 349.

***) Derselbe VIII. 195.

aber doch eine Schar von Nachahmern gefunden habe, da seine Talente so mannigfach seien. „In vielen derselben," heißt es dann, „nur Menschenkenntnis und reife Beurteilung ausgenommen, scheint sich ihm der Verfasser von Laidion zu nähern, der, wenn er künftig seine Imagination etwas mehr bändigen, auf der andern Seite aber auch sich seinem eigenen Genie ganz überlassen will, ohne sich nach irgend einem Urbilde zu formen, etwas mehr als ein deutscher Klaudian werden kann." — So lauten die meisten Stimmen der Zeit zu Gunsten des Dichters und seines ersten größeren Werkes.*)

Zwischen Wieland und Heinse selbst aber kam es wegen der Stanzen, die den Anhang der Laidion bildeten, zu scharfen Auseinandersetzungen. Wielands Freunde wünschten Heinses Talente für den „Merkur" zu benützen. Heinse selbst hatte vor, für 200 Thaler jährlicher Einkünfte am „Merkur" zu arbeiten. Die beiden Jacobi verlangten von ihm eine Abhandlung über die Revision der Musik**) und Gleim schlug ihn als Rezensenten für genannte Zeitschrift vor. Darauf antwortete Wieland ablehnend mit der Bemerkung, daß ihm dünke, Rost sei zum Rezensieren noch zu leicht.***) Die Petronius-Übersetzung war von ihm noch nicht vergessen, und kaum hatte er

---

*) Andere Urteile darüber finden sich: Allgemeine deutsche Bibliothek Bd. 25. S. 231 f. — Almanach der deutschen Musen für 1775. S. 74 f.; und Jördens in seinem Lexikon deutscher Dichter II. 344.

**) H. s. Schr. VIII. 81.

***) Originalbrief von Wieland an Gleim vom 14. Februar 1773 und Pröhle 310.

seinen Unmut darüber bei Gleim ausgesprochen, da kamen ihm die genannten Stanzen unter die Hand. Diese reizten seinen Unwillen aufs neue, und er gab nun dem Zorn gegen seinen früheren Schüler in einem Briefe an Gleim ganz entschiedenen Ausdruck.*) (Beilage 10.)

Heinse hatte nämlich die Stanzen Wieland, seinem alten Sokrates und Oberpriester der Grazien, zur Beurteilung geschickt und sich dabei zur Rechtfertigung ihres Inhaltes auf dessen „komische Erzählungen" berufen. Das erregte seinen vollen Zorn. Durch Vermittelung Gleims sendete er sie wieder zurück und ließ sich in der schärfsten Weise gegen Heinses sinnliche Schilderungen aus. Obwohl er viel schöne Poesie in den Stanzen gefunden, so seien sie doch von einem Dichter mit ungeläutertem Geschmack, üppiger Imagination und wildem, ausschweifendem Geiste. Ein Mensch, der schwärmerisch vom Sokrates und von den Grazien spreche, aber den Petron übersetzen könne, der jetzt sein neues Gedicht mit einer jouissance anfange, die nur von Hurenwirten und Bordellnymphen mit Beifall gelesen werde, und der vom Helvetius gelernt, daß das moralische Schöne nur eine Chimäre sei, ist für ihn ein Unglücklicher, ein Satir und seine Seele ein Priap! Er spricht Heinse jede Unterscheidungsgabe ab, da sich dieser zu seiner Rechtfertigung auf die „komischen Erzählungen" berufen hatte und erklärt, daß dieser ihm durch sein Lob mehr Tort thue, als ihm andere durch die

---

*) Originalbrief von Wieland an Gleim vom 22. Dezember 1773; abgedruckt in „Ausgewählte Briefe". Zürich 1815 III. 172. und in Pröhle 263.

schändlichsten Epigramme schaden können. Das war hart geurteilt! Darum lenkte er wieder ein, — jammerte über das Genie und bat Gleim, es zu retten, wenn noch eine Möglichkeit sei, woran er jedoch zweifle, da Heinse in seinem Herzen sie alle als kleine Geister betrachte!

Niemand hatte wohl weniger Ursache, sich über sinnliche Schilderungen, üppige Bilder und grazienhafte Philosophie zu beklagen, als der Verfasser des „Idris", der „komischen Erzählungen" und der „Musarion". Wer mit dem Feuer spielt, der muß sich's auch gefallen lassen, wenn es zündet. Heinse hat in seiner jugendlichen Phantasie nur eine jener Liebes-Scenen dargestellt, die der bedächtige Wieland wiederholt und in zweideutigster Weise behandelte. Hätte er bei seiner Beurteilung der Heinseschen Stanzen diesen Verhältnissen mehr Rechnung getragen, dann wäre er sicher zu einem anderen Resultate gekommen, als zu dem, nur sein Weh über diesen Unglücklichen auszurufen und von seinem Freunde die Erreichung dessen zu verlangen, was ihm nach seinem Vorbilde natürlich selber nicht gelingen konnte. Wenn Heinse auf andere Geistesbahnen geleitet werden sollte, als auf die ihm von der eigenen Natur vorgezeichneten, dann durfte sein Lehrer kein Wieland sein.

In die ungerechtfertigten Klagen über allzufreie Schilderungen mischt sich auch das Bekenntnis von beleidigtem Ehrgeize, und das mag ein Hauptmotiv zur Verstimmung gebildet haben. Wieland sagte, Heinse hätte sich erstaunlich viel auf sein Feuer und sein musikalisches Ohr zu gut gethan. Warum sollte er aber dieses nicht, da Laidion und die Stanzen in der That manches von

Wieland Geschriebene übertrafen? Geradezu verwerflich aber ist die letzte Bemerkung, daß ehrliche Leute sich mit einem solchen Menschen nicht in Societät einlassen können. Wieland bewirkte jedoch durch dieselbe nur das Gegenteil von dem, was er beabsichtigte. Denn Gleim wandte sich nicht etwa jetzt von Heinse ab, sondern verteidigte ihn vielmehr in ganz energischer Weise.

In dem Briefe (Beilage 11), welchen er deshalb an Wieland schrieb, bespricht er zunächst das Benehmen desselben gegen den seligen Michaelis, das Wieland später so bereute, und vergleicht dann damit das jetzige gegen den armen Heinse, der ein wenig zwar gesündigt, aber wegen seiner Jugend und seines Feuergenius die Vergebung des weisen Danischmende verdient habe. Nach Beleuchtung der obwaltenden Umstände bei der Übersetzung des Petronius führt er hierauf an, daß er von Wieland wieder Reue wegen der ungerechtfertigten Anklagen erwartete, wie bei Michaelis. Da dies aber nicht geschehen sei, so kommt Gleim mit der für Wieland niederschmetternden Bemerkung, daß er ihn selbst zu Braunschweig gegen den Vorwurf zu verteidigen gehabt habe, aus seinem Munde hätte die deutsche Jugend zuerst von der Knabenliebe gehört und bald darauf sich Ganymede gehalten.

Empfindlicher war Wieland nicht zu treffen, als von seinem alten Freunde solches hören zu müssen, und man fühlt, daß Gleim nur Balsam auf diese Wunde träufeln wollte, wenn er in seinem Briefe fortfährt, ihn daran zu erinnern, daß bittere Kritik erbittert, abschreckt, niederschlägt, ehrlicher gutgemeinter Tadel aber Eingang findet und ermuntert. Das Lob, das Gleim am Schlusse des

Briefes dem Angegriffenen spendet, der während seines Aufenthaltes zu Halberstadt eingezogen, still und arbeitsam unter seinen Musen gelebt, und die Aufforderung an Wieland, den tiefverwundeten Heinse zu heilen, war für ersteren gerade das Entgegengesetzte dessen, was er von Gleim erwartete.

Gleim wollte von der Wielandschen Erlaubnis, den Anklagebrief Heinse lesen zu lassen, anfangs keinen Gebrauch machen, weil er hoffte, Wieland würde revozieren und weil er fürchtete, Heinse würde aufbrausen. Zur Vermittelung verfertigte er einen Auszug und milderte darin die Ausdrücke, so gut es ging. Aber schon darüber raste Heinse. Er brachte ein Schreiben voll Flammen des dem Anschein nach gerechtfertigten Zornes, in welchem er Wieland wegen Erfurter Vorfälle zur Rede stellte. Gleim bat, die reine Wahrheit zwar zu schreiben, aber in gelinderen Ausdrücken. Heinse gehorchte, und seine Rechtfertigung gegen Wieland (Beilage 12.), die gleichzeitig mit Gleims Brief bei diesem eintraf, ist stilistisch so schön durchgeführt und logisch so sachlich gehalten, daß ich etwas näher darauf eingehen muß, umsomehr, als dieselbe durch Körte und daher auch durch Laube*) unvollständig wiedergegeben wurde.

„Ich bin jetzt so traurig," beginnt Heinse, „mein Geist ist so sehr von den Kämpfen verschiedener Leidenschaften betäubt, daß mir alles gleichgültig ist, was nur immer in der Natur der Dinge sich befinden mag. Ich sitze da, so zerstreut in Trümmern von Gedanken, wie ein schlaf-

*) H. s. Schr. VIII. 89 ff.

trunkener Mensch, vor dessen erwachenden Augen noch schreckende Gestalten von Träumen schweben, und nur bisweilen schlägt mein Genius einen Blitz mir durch die Seele — aber er sucht vergebens der Gottheit nachzuahmen, die einst die Bildsäule Pygmalions belebte. Ich befinde mich jetzt in der Verfassung — habe die eigentliche ärgerliche Laune, die man haben muß, wenn man seine Fehler prüfen und selbst sogleich mit der größten Strenge bestrafen will; kurz, ich bin vielleicht der größte Heautontimorumenos, der seit Vater Adams*) Zeiten gewesen ist."

Er entwickelt nun, wie er vom gutherzigen Gleim nur die versüßte Quintessenz einiger Phrasen des Wielandschen Briefes erhalten, daraus noch den Nektar der Freundschaft destilliert habe und dann ebenso travestiert, ebenso geschändet**) dastand, als Wieland ihn dachte. Seine Eigenliebe geriet in eine solche Wut über Wieland, wie kaum Orlando über Medoro. Der Geist wurde sein Ankläger, das Herz sein Verteidiger, und die Leidenschaften bliesen Sturm dazu.

„Ich brachte zwei Tage unter den entsetzlichsten Martern zu," heißt es im Originale weiter, „unter welchen der Wielandsche Brief endlich eine der geringsten wurde, von denen aber keine sich aus meinem Herzen heraus erzählen läßt. Wenn die Stärke meiner Nerven einen Grad minder stärker gewesen wäre, so läg ich jetzt da, von einer Pistolenkugel erschossen."***)

*) Körte las: „der seit Vater Davs Zeiten gewesen ist."

**) Dieser Ausdruck fehlt in Körte.

***) Dieser Abschnitt und ebenso die in diesem Briefe noch fol-

Nachdem aber der Sturm nachgelassen, will er auf den Auszug des Wielandschen Briefes ohne jede Heuchelei mit den wahren Empfindungen des Herzens und den klaren Gedanken des Geistes antworten. Aus Petronius und drei Stanzen schöpfte Wieland die letzte Anklage gegen Heinses Charakter. Die Umstände bei dieser Übersetzung hatte er Wieland schon früher entwickelt und seine Reue darüber ausgesprochen. Dieser zweifelte.

„Ich habe Ihnen," fährt Heinse daher fort, „im guten Wort meine Beichte deswegen gethan und weil ich deswegen keinen Glauben bei Ihnen gefunden, so muß ich Ihnen noch einmal im Preußischen sagen: Ich wollte zehnmal durch ein Bataillon Spitzruten laufen, wenn ich diese verdammte Übersetzung, wenigstens das Ungesittete darin, dadurch vernichten könnte, ohngeachtet des Lobes, das mir ein wahrer Meister in der Kunst (in den 84 Städten der Frankfurter Zeitung) beigelegt hat." — Er wiederholt, daß sie ihm ein Ärgernis bleibe, so lange er lebe, da er es den Unverständigen niemals begreiflich machen könne, daß sich der Unschuldigste „vor Verzweiflung" und brausender Jugend zu einer solchen Ausschweifung verführen lassen kann. Er sagt nochmal, daß das Abscheulichste darin von der schänderischen Hand des Herrn v. Liebenstein sei, der stündlich an Heinsens Seele, wie ein Lavater und Jacob Böhme des Priapus gearbeitet und ihn täglich zum Märterer der Grazien gemacht habe. Außerdem zwangen ihn die Furien Lang-

---

genden durch „—" bezeichneten fehlen in Körte und sind dem Originalbriefe entnommen.

weile und Verzweiflung zur Übersetzung, und der kindische Stolz, den schwersten römischen Autor vortrefflich übersetzt zu haben, war ihr Vorsprecher. Sobald aber Heinse durch Gleims Hilfe sich „aus den Klauen dieses Satans“ gerettet hatte, bediente er sich aller möglichen Stärke und List, auch die Übersetzung zurückzubekommen; aber vergebens. „Ich fiel ihm zu Füßen,“ schreibt Heinse, „mir nur einige Stellen verändern zu lassen. Er war unerbittlich! — Und endlich verschwand er gar. Meine Briefe, die ich noch deswegen an ihn geschrieben, kamen alle wieder auf der Post zurück, und auf Ostern erschien die Übersetzung, ohne daß ich Verleger und Drucker — kurz: ohne daß ich das Geringste davon wußte.“

Man könne wohl merken, daß an der Übersetzung nicht con amore gearbeitet wurde und in der Vorrede sei Feuer und Wasser, Licht und Finsternis vereinigt, aber nicht in ein Ganzes verschmolzen.

„Rührt diese Erzählung Ihr Herz noch nicht,“ fragt er Wieland, „diese abgenötigte Sünde mir zu vergeben? Ich Heautontimorumenos weine selbst vor Mitleiden über die unglücklichen Schicksale der Kindheit meines Geistes. Ramler übersetzte in eben diesem Alter, bloß von dem Stimulis seines eigenen Fleisches dazu gereizt, die „Priapejon“ so abscheulich, als sie der deutsche Grécourt würde übersetzen können. Aber er hatte einen Freund, der ihm diese Flecken aus seiner Seele stahl — sein Schutzgeist Gleim verbrannte das ganze Manuskript und hatte deswegen einen heftigen Streit mit ihm. Ich bin so unglücklich, daß man mir nicht einmal beistehen will, einen

ähnlichen Flecken aus meinem Leben mit den Reizen einer Charitin wegzaubern zu können."

Über die drei von Wieland angegriffenen Stanzen verantwortete sich Heinse in der Weise, daß, wie er angiebt, sie sich in einem Taumel von Phantasie eingeschlichen hätten, daß er sie aber bei der ersten Durchsicht seiner Epopöe wieder wegstreichen wollte. „Ich schrieb Ihnen ja," sagte er, „daß diese noch nicht geschehen sei." Dann müsse er, weil von Wieland selbst Feuergenius genannt, diese Scene einmal auch mit den feurigsten Strahlen beleuchten, und könne nach dem Beispiel des Originalgenies Ariosto keine Lücken lassen. Endlich habe er sich durch seine Phantasie von der Scene, die er selbst noch nicht genossen, ein allzu lebhaftes Bild vorträumen lassen. Nach dem Zeugnis der Frau von Massow, welche das Gemälde für zu stark und kräftig hielt, könne Heinse nur deswegen so etwas glauben, weil er noch zu unschuldig wäre. Wieland habe, bemerkte diese, solche Scenen in seinen „komischen Erzählungen" natürlicher geschildert. „Was sagen Sie zu dieser Kritik?" fragte er den Meister.

Von dem ganzen Gedichte, glaubte Heinse, werde man nach 10 Jahren sagen, wie Tasso:*) „So reichen wir dem kranken Kinde den Rand des Gefäßes mit liebreicher Feuchtigkeit bestrichen dar; bittere Säfte trinkt es indessen hintergangen und erhält von der Hintergehung sein Leben." Es soll die Hauptarbeit seiner Jugend sein, und er wolle

*) Siehe: „Das befreite Jerusalem" von Tasso: ersten Gesang, zweiten Teil der dritten Stanze von Heinse übersetzt. Mannheim 1781. I. 4.

darin dem Ariost an Phantasie, dem Tasso an Schönheit und dem Plato an Philosophie gleichkommen; als Mann wolle er der deutsche Lucian werden.

Das Mißtrauen, daß Wieland in sein Herz setzte, weist Heinse mit aller Entschiedenheit zurück. „Ich finde für nötig," sagt er, „Sie zu bitten, einen ehrlichen Mann mit dergleichen Zweifel in Zukunft zu verschonen, zu denen Sie nicht den geringsten Grund aufzeigen können; es ist unanständig für einen so weisen Mann."

Wenn die zarteste Empfindlichkeit für das moralische Schöne und Gute, Sympathie mit schönen Seelen, Mitleiden mit unschuldig Unglücklichen, Toleranz gegen menschliche Fehltritte und Haß und Abscheu an Lastern und Verbrechen ein gutes Herz ausmachen, so schwört er „bei der Allgegenwart des ewigen Wesens," daß er ein solches habe und sich von ihm leiten lasse. Er wäre ja das verworfenste Geschöpf, wenn er nach solcher Erkenntnis nicht auch leben wolle. Von seinem Kopfe möge man urteilen, wie man wolle, aber sein Herz lasse er nicht ohne Beweise verurteilen, und daher ruft er aus: „Ich fordere Sie und alle, die mich kennen, auf, mir eine einzige boshafte, schändliche That in meinem Leben zu zeigen!"

Gegen die von Wieland getadelte Form seiner Stanzen führt er Hagedorn ins Feld, der allezeit den Abschnitt auf der vierten Silbe beobachtet habe; „aber ich hör' es laut," setzt er hinzu, „daß Sie recht haben."

Zum Schlusse glaubt er, daß das vollständige Magazin chirurgischer Instrumente zu seiner Kur nicht nötig gewesen sei und daß es keines Sokrates bedurft hätte, ihm zu beweisen, das moralisch Schöne sei keine Chimäre.

Das hätte ihm längst sein Herz gelehrt. So sehr Schüler sei er nicht mehr, daß er nichts von der moralischen Schönheitslinie wisse. Er weist ihm nach, daß Wielands Behandlung solcher Scenen räsonniert, die seinige nur phantastisch sei, so daß der Meister dem jungen Artisten verzeihen könne.

Heilig gelobt er, in Zukunft keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden könne, welchen man Wielands komische Erzählungen und seinen Amadis vorlesen dürfe. Sein Herz hege eine rührende Empfindung über Wielands Bekehrungseifer, aber sein Genius sei mit der Schwärmerei desselben höchst unzufrieden. Mit der Versicherung ungeheuchelter Hochachtung bittet er um Verzeihung wegen des langen Briefes, den er wegen seiner Rettung hätte schreiben müssen.

Wer möchte nach solchen Ausführungen den Angegriffenen für schuldig halten? Ich glaube, daß derjenige, der sich durch Anführung so gewichtiger Thatsachen, durch die edle, leidenschaftslose Sprache, durch eine hinreißende, überzeugende und sachliche Darstellung zu verteidigen versteht, auch von jeder Schuld frei wissen muß. Ferner gereicht es Heinse zur Ehre, daß er die Zweifel an die Güte seines Herzens mit Entschiedenheit zurückwies. Seine Berufung auf das Zeugnis einer ehrenwerten Dame und auf Wielands eigene Werke mag letzteren, neben Gleims Vorwurf, am meisten verletzt haben. Gerade diese persönlichen Angriffe veranlaßten daher seitens Wielands noch einen Brief an Gleim in dieser Angelegenheit. (Beilage 13.)

Wie konnte aber Wieland die darin gemachte Be-

hauptung begründen, er habe auch in Erfurt nie günstig von dem Herzen Heinses gedacht? Warum hat er ihn dann nicht zurückgewiesen, sondern so väterlich für denselben gesorgt? — Daß er die Schwärmerei haßte, weil er früher selber schwärmte, und daß er durch den mutwilligen Ton der Reue von Heinse äußerst choquiert war, läßt sich begreifen. Daß ein guter Mensch, wie er sich nennt, wider Willen kein Unrecht thun will und daß er seine Verdienste für Heinse hervorhebt, ist ebenso verständlich. Wenn aber Wieland in demselben Augenblick, in dem er sich entschuldigt, wieder von neuem mit den alten Klagen kommt, wenn er Beleidigungen findet und Vorwürfe sucht, wo solche gar nicht vorhanden sind, und wenn er gleichwohl wiederum jedes Wort, das beleidigen könnte, von ganzer Seele desavouiert, so läßt sich dafür nur in Wielands reizbarer, beweglicher und unentschiedener Natur ein erklärender Grund finden.

Ich glaube daher, sagen zu dürfen, daß man mit der kräftigen Abwehr Heinses sympathisiert, während die schwache Entgegnung Wielands, die noch dazu an eine Mittelperson gerichtet war, höchstens Mitleid erregt. Der Name Heinse wird in dem Briefwechsel zwischen Wieland und Gleim von nun an nicht mehr genannt, und es verstrich eine geraume Zeit, bis wieder die herzlichen Briefe zwischen Weimar und Halberstadt wechselten. Mit Heinse hat Wieland überhaupt nie brieflich verkehrt und nach wie vor diesem Zwischenfalle zu Mitteilungeu an denselben sich einer Mittelperson: jetzt Gleim und später J. H. Jacobi bedient. Einen ausreichenden Grund dafür zu

finden, ist jedenfalls schwer, wenn nicht beleidigte Eigenliebe und Selbstüberschätzung angenommen werden darf.

Diese Fehde war wohl auch die einzige Aufregung, welche Heinse während seines stillen Aufenthaltes zu Halberstadt erfuhr. Gleim und die übrigen Musenfreunde schätzten ihn und sein Talent. Leicht und gerne bewegte er sich dort in einem Kreise gebildeter Damen, wozu außer Frau von Massow noch die Nichte Gleims, Gleminde, die Schwester von Schmidt, Frau Dr. Fritze und eine Reihe anderer zählten, denen er später seine Grüße sendete.*) Er fand die Bewohner des Städtchens tolerant, die Weine gut, die Gegend schön, die Mode einfach und die Mädchen schönwangig, vollbrüstig und jungäugig.**) Dazu kam, daß Gleim eine Bibliothek besaß, wie man solche aus dem Vatikan heraussuchen würde. Es fehlte nichts mehr, als die Ausführung des von Gleim und J. G. Jacobi geplanten Unternehmens, eine Zeitschrift zu gründen, ähnlich dem „Merkur" Wielands. Allein der Verwirklichung dieser Idee kam J. G. Jacobi durch Gründung der „Iris" zuvor***), für welche er zugleich Heinse unter der Bedingung gewann, daß er nach Düsseldorf übersiedle, dort die Direktion und Korrektur der neuen Zeitschrift übernehme und die Korrespondenz sowie die Versendung der Exemplare besorge. Dafür versprach Jacobi als Eigentümer der „Iris" freie Reise bis Düsseldorf, dreihundert

*) Aus Düsseldorf läßt er noch Frau oder Fräulein Schulze, Köpke, Diez, Borcherz und Thevena grüßen.

**) H. s. Schr. VIII. 100 f. (Nur einmal schien Heinse äußerst unzufrieden nach Pröhle 310.)

***) Siehe über die Begründung der „Iris" durch J. G. Jacobi und W. Heinse den gleichbetitelten Artikel in Pröhle 308 ff.

Reichsthaler jährlichen Gehalt und für jeden Bogen, den er in sein Journal liefere, zwei Pistolen. Von beiden Seiten war sechsmonatliche Kündigung vereinbart worden.*) Allerdings wünschte Heinse, einer der Hauptleute und nicht bloß ein Handlanger bei dem Unternehmen zu sein. Allein dies war für jetzt nicht zu erreichen, und so hielt er es auch für unedel, Jacobi zu verlassen und für unbillig, seinen Namen als Begründer mit zu unterzeichnen. Viel mag zu dem Entschlusse auch der Umstand beigetragen haben, daß sich Heinse für seine Pläne durch Jacobi in Düsseldorf doch weit mehr gefördert sah, als durch Gleim in Halberstadt. Die Hoffnung, über Düsseldorf den Weg nach Rom zu finden und dann dadurch einst seine Selbständigkeit begründen zu können, mögen die übrigen Erwägungen überstimmt haben, und so verließ er mit J. G. Jacobi Mitte April 1774 Halberstadt zu einer Zeit, in der Vater Gleim gerade auf Besuch in Magdeburg war. Bitter beklagte dieser sich daher**), als er zurückkam, über die Entführung seines Lieblings, und mit Laidion***) rief er aus: „Meine Blicke suchten meinen Freund, aber sie fanden ihn nicht!" †)

*) Aus dem 46. Originalbrief Heinses an Gleim v. 2. April 1774. – Siehe den Vertrag selbst im Archiv f. Literaturgeschichte X. 308 f.

**) Körte I. 154—160.

***) H. s. Schr. V. 162.

†) Noch ein Jahr später, 26. Mai 1775, klagt er Bertuch: „Ramler mußte grob und ungeschliffen werden, Michaelis mußte sterben, Heinse sich entführen lassen rc." Siehe „Die Grenzboten". Leipzig 1881. Nr. 11. S. 475.

V.

Heinse bei Jacobi von 1774—1780. — Die Iris und die Gemäldebriefe.

Die Übersiedelung nach Düsseldorf bezeichnet für Heinse einen Wendepunkt in seinem Leben. Derselbe wurde durch die Umstände herbeigeführt, welche dieser Domizilwechsel mit sich brachte und die ihn auf jenes Gebiet leiteten, für welches er entschieden die hervorragendsten Talente besaß, auf das Gebiet der Kunst. Heinse wurde zu Düsseldorf Kunstschriftsteller.

Schon auf der Reise dahin machte er interessante Bekanntschaften. In Braunschweig traf er mit Leisewitz, Zachariä und Lessing zusammen. Für letzteren zeigte Heinse immer eine besondere Hochachtung, namentlich wegen seiner schönen Prosa*); ihre Kunstansichten aber gingen auseinander.**) Zu Celle lernte er den Onkel

---

*) H. Ch. Boie von K. Weinhold. Halle 1868. S. 224: „Leisewitz hat den Ehrenmann Heinze nun Rost, der die Iris dirigieren soll, in Braunschweig gesehen, da er Lessing wegen seiner schönen Prosa lobte" ꝛc.

**) H. s. Schr. I. 244 ff.

Jacobis kennen, einen „der besten Menschen, Priester und Philosophen"*) und die Hannoveraner, welche Heinse als Dichter und Musiker ehrten, nannten ihn bezeichnend den „filius naturalis" des Ritters der Ehe, Wielands, und ein Kind des guten, reinen und unbefleckten Junggesellen Gleim.**)

Zu Hannover erhielt Heinse auch das erste gedruckte Exemplar seiner Laidion, die er nach seinem damaligen Geständnisse hauptsächlich deswegen drucken ließ, um zu zeigen, daß er es nicht verschuldet habe, von Wieland in die Welt hinaus ohne Trost und Hilfe geschickt zu werden. „Ein junger Erfurter Student," fährt er fort, „der so was schreiben konnte und dem er selbst deswegen seine Bewunderung nicht versagte, dem er Lobsprüche deswegen machte, die die höchsten übertreffen, die ihm selbst jemals sind gemacht worden, verdiente eine bessere Begegnung."***) Die Wahrheit dieser Behauptung ist um so einleuchtender, wenn man dazu die letzten Vorgänge zwischen Heinse und Wieland vergleicht.

Von Hannover aus ging es „mit Ariostscher Phantasie" durch die westfälischen Gegenden, und am 13. Mai 1774 kamen Heinse und J. G. Jacobi in Düsseldorf an. Der neue Frühling am schönen Rhein mußte auf den empfänglichen Natursohn umsomehr einwirken, als er zugleich in einen Kreis der ausgezeichnetsten Menschen trat. Dazu zählte namentlich F. H. Jacobi mit seiner geistreichen

*) Aus dem 50. Originalbrief: Heinse an Gleim vom 2. Mai 1774.
**) Aus dem 62. Originalbrief: Heinse an Gleim vom 28. März 1775.
***) Aus dem 50. Originalbrief: Heinse an Gleim vom 2. Mai 1774.

Gemahlin Betty von Clermont, eine mit allen Gaben der Natur und Erziehung geschmückten Frau, sowie der weite Freundeskreis der Jacobi, die Gräfinnen von Hatzfeld, der Kanonikus von Pauw, der Freiherr von Hompesch, die Familie La Roche u. a. m. Ein guter Genius hatte auch Werthes, der Ariost in ottave rime zu übersetzen suchte, hierher geführt; mit diesem will Heinse „empfinden und phantasieren!"*) Zugleich war dieser Gesellschaftskreis vollkommen dazu angethan, es zu ermöglichen, daß die unterbrochenen Beziehungen zwischen Heinse und Wieland wieder angeknüpft würden. F. H. Jacobi gehörte, wie Heinse schon früher wußte, zu den größten Bewunderern des Weimarer schöngeistigen Dichters — von ihm ging auch der erste Gedanke zur Gründung des Merkur aus — und die ganze Düsseldorfer Gesellschaft zählte zu seinen Verehrern. Wieland selbst freute sich über den Domizilwechsel seines früheren Schülers und es mag ihm bei ruhiger Überlegung die Überzeugung gekommen sein, daß er zu rasch und zu hart gegen Heinse geurteilt habe. Wenige Tage nach der Ankunft Heinses in Düsseldorf, am 28. Mai 1774 schrieb er daher an seinen Freund F. H. Jacobi: „Sie haben nun, denke ich, Laidion gelesen, und ich bin sehr begierig, zu wissen, was Sie von dem schönen abenteuerlichen Ungeheuer sagen werden. Ich lese es nun schon zum zweitenmal und finde, unter uns gesagt, sehr schöne Kapitelchen darin. Im Grunde kann ich mich nicht entbrechen, dem wilden Knaben gut zu sein. Wenn Sie ihn dahin bringen könnten, richtiger zu denken und weniger zu schwärmen,

*) Aus dem 51. Originalbrief: Heinse an Gleim den 17. Mai 1774.

so würden Sie ihm und der Welt einen Dienst gethan haben. Denn es sind in der That Grazien in diesem Satir verschlossen. Ich habe nie keine Gewalt über ihn gehabt, wie er am besten weiß. Sollte es Ihnen gelingen, ihn zu bekehren, oder vielmehr von seinem Seelen-Priapismus zu heilen, so wünschte ich, daß er sich entschlösse, dem Merkur vierteljährig etliche Bogen Prosa oder Verse zu liefern und einstweilen bis auf bessere Zeiten drei Louisdor für den Bogen aus dem Beutel des Merkurs anzunehmen. Sprechen Sie mit ihm doch davon und sagen Sie ihm, daß ich ihn mit allen seinen Unarten lieb habe."*) — Ja, Wieland wünschte sogar, daß Werthes von Rost (Heinse) Verse machen lerne, denn viele seiner „Stanzen" seien unsäglich schön!

Auf diese Weise sah sich Heinse vollkommen gerechtfertigt, und Wieland bekannte dadurch deutlich, daß er sich hatte hinreißen lassen, in den Schriften Heinses seinen eigenen Geist zu verneinen. Die Mitarbeiterschaft des jungen Genies, welche J. G. Jacobi und Gleim schon früher wünschten, aber von dem erzürnten Meister nicht erlangen konnten, wurde jetzt Heinse von Wieland selbst angetragen. Darüber zeigte sich natürlich auch bei Heinse und Gleim große Freude! Man war selig, daß sich der alte erzürnte Sokrates von der lieben Tochter Laidion hat besänftigen lassen, und den guten Göttern wurde es gedankt, daß Rost und Wieland wieder Freunde waren.**) Allerdings ist Wieland bei dieser Aussöhnung nicht so

*) F. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel. I. 167 ff.
**) Körte I. 171 ff

ganz uneigennützig gewesen, denn er bedurfte der materiellen Hilfe für den Merkur jetzt umsomehr, als sich die Mitbegründer mit ihren Beiträgen immer spärlicher zeigten und die Iris von ihm doch nicht ganz konkurrenzunfähig gehalten wurde. Mit dem Hauptleiter derselben auf gutem Fuße zu stehen, schien ihm so klug, als vorteilhaft. Ferner mußte er auch sein Ansehen wieder kräftigen, da solches durch die damals erschienene Goethesche Satire: „Götter, Helden und Wieland“ nicht wenig erschüttert ward. Heinse ärgerte sich über diesen Goetheschen Mutwillen „aus Gutherzigkeit gegen Wieland“. Er lobte Wieland, weil er in seinem Merkur dem jungen „Goethe als ein wahrer großer Mann geantwortet hat.“ *) Denn obwohl Wieland sich verletzt fühlte, so vergalt er doch den Angriff Goethes nicht durch einen gleichen, sondern nahm vielmehr dessen getadelten „Götz von Berlichingen“ so in Schutz, daß selbst Gleim gegen Heinse bemerkte, Wieland hätte mit diesem Lobe etwas sparsamer sein sollen.**)

Das Wielandsche Gedicht: „An Psyche“ gab Heinse Gelegenheit, wieder seine volle Bewunderung über den Meister auszusprechen, da nach seiner Meinung Stellen darin seien, die alles übertreffen, was er jemals gemacht habe. Die Heinsesche Sammlung von „Erzählungen für junge Damen“ hat wahrscheinlich Wieland revidiert. Heinse schrieb dafür Bemerkungen zur „Aurora“, worin Wieland von ihm mit Ovid, La Fontaine und Ariost verglichen war. Der kurz vorher noch so erzürnte Meister war mit diesen Bemerkungen so sehr zufrieden, daß er seine Freude

*) Aus dem 51. Originalbrief: Heinse an Gleim den 17. Mai 1774.
**) Aus dem 53. Originalbrief: Gleim an Heinse den 16. Juni 1774.

darüber nicht genug bezeigen konnte.*) So haben sich beide Schriftsteller gegenseitig in Lobsprüchen fast überboten, bis es wieder zu ernsteren Bemerkungen zwischen ihnen kam.

In Düsseldorf bot sich für Heinse Gelegenheit genug, seine Muße in edelster Weise zu verwerten. Die Iris, deren Hauptredakteur er geworden, mußte mit Vorsicht und Auswahl redigiert werden, da sie einerseits als Journal für Damen alles Anstößige vermeiden sollte und andererseits als neue Zeitschrift bei einem kleineren Leserkreis die Konkurrenz mit den übrigen Blättern zu bestehen hatte. Es war keine leichte Aufgabe, Geist und Herz deutscher Leserinnen in richtiger Weise zu befriedigen. Heinse lieferte zu diesem Zwecke das „Leben des Torquato Tasso"**), eine mit großer Wärme geschriebene Biographie dieses Dichters, eine würdige Arbeit für seine Leserinnen. Der in die Biographie eingeschaltete Brief des Bernhard Tasso an seine Gemahlin Portia***) mag ihn zu seiner Abhandlung über die „Erziehung der Töchter"†) veranlaßt haben. Seinen bisherigen Anschauungen gemäß vertrat er darin den Rousseauschen Grundsatz: Helfe der Natur überall nach, ohne sie jemals zu stören. Dann erschien „Armida"††) ein Auszug aus dem befreiten Jerusalem

---

*) Aus dem 53. Originalbrief: Heinse an Gleim den 5. Juli 1774.

**) Iris Düsseldorf I. 1774. 1. Stück 33—78. 2. Stück 3—52. H. s. Schr. X. 83—151.

***) Iris, Düsseldorf I. 1774. 3. Stück 3—14. II. 1775. 1. Stück 28—72. H. s. Schr. X. 322 ff.

†) H. s. Schr. X. 92 ff.

††) Iris I. 1774. 3. Stück 15—52. II. 1775. 1. Stück 28—72. 2. Stück 83—105. III. 1. Stück 5—52. IV. 3. Stück 163—192. H. s. Schr. X. 152—277.

des Tasso. Er hatte darin die italienische Poesie in deutscher Prosa so vorzüglich wiederzugeben verstanden, daß sich Wieland seines Lobes darüber nicht enthalten konnte. In einem Briefe an F. H. Jacobi*) nennt er Armida ein Meisterstück von Übersetzung und einen neuen Triumph unserer Sprache. Hierdurch ermuntert und von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert, kündigte Heinse an**), daß er das ganze Werk Tassos***) übersetzen werde, wenn sich bis zum Schluß des Jahres 1775 eine hinlängliche Anzahl von Subskribenten finden würde. Da man diese nicht zusammenbrachte, verlängerte er nach der Anzeige im Merkur †) den Termin bis Johannis 1776 und Wieland begleitete die Heinsesche Anzeige mit einer Empfehlung an die Freunde der schönen Literatur, indem er auf die Trauer über Meinhardts Tod hinwies, der angefangen habe, das deutsche Publikum mit dem Dichtergeiste Italiens bekannter zu machen. „Hier ist, der Euch diesen Verlust ersetzen kann“, sagt er zum Schluß, „hier ist (Ihr wißt es aus Proben, denen allgemeiner Beifall zugejaucht wurde) hier ist mehr als Meinhardt: und nun wolltet ihr keinen Gebrauch davon machen?“ — Jedoch auch diese Empfehlung hatte nicht den gewünschten Erfolg und deshalb blieb die Übersetzung des Tasso späteren Zeiten vorbehalten.

---

*) Auserlesener Briefwechsel I. 195.

**) Iris III. 1775. S. 235.

***) Kopp übersetzte das „befreite Jerusalem“ 1744. Die Übersetzung ist bei Breitkopf in Leipzig erschienen und Goethe erwähnt ihrer in „Wahrheit und Dichtung“, sowie in „Wilhelm Meister“.

†) 1776. I. 197.

Unterdessen setzte Heinse seine literarische Thätigkeit für die Iris fort, suchte aber auch durch seine neue Umgebung zu gewinnen. Schon im Sommer 1774 traf er zu Elberfeld mit Goethe zusammen — eine Bekanntschaft, die Heinse schon längst gerne gemacht hätte, die aber auch für Goethe interessant war. Letzterer lobte nämlich Heinse als ein herrliches Genie und hätte nicht gedacht, daß so viel Grazie in diesem jungen Faun verborgen läge*); für diesen war Goethe ein „Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle"**), und in begeisterter Schilderung berichtet er von der Zusammenkunft seinen Halberstädter Freunden, daß Goethe alles mit sich fortreiße und seine „Götter, Helden und Wieland", wofür dieser immer seine Musarion geben würde, wenn er es vernichten könnte, käme in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden höre.***) In der That standen sich die beiden ersten Kraftgenies ihrer Zeit einander gegenüber: das eine läuterte sich in der Folge zur klassischen Schönheit, das andere verlor sein Feuer nicht und stürmte weiter.

Wie Jung-Stilling, der in seiner Lebensgeschichte (4,63) über diese Zusammenkunft berichtet, Heinse unter dem Namen des Juvenal aufführen konnte†), wird sich nur dadurch erklären lassen, daß derselbe seine entschiedene Meinung gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse in Bezug auf Staat, Kirche und Schule ausgesprochen haben muß.

---

*) H. s. Schr. Einleitung LV. ff.

**) F. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel I. 179.

***) H. s. Schr. VIII. 121.

†) Sanders Literaturgeschichte S. 107.

Viel besser charakterisiert Goethe den jungen Stürmer, wenn er vom „Bruder Rost" ein Märchen verlangt, aber ohne geilen Stoff, ohne Wielandsche Mythologie, d. h. ohne Hippiase und Danaes und ohne Allusion auf fremde Schriftsteller.*) Wie hätte man Heinses Vorschule treffender zeichnen können? —

Über „Werthers Leiden" konnte sich Heinse nicht lobend genug ausdrücken. Er schrieb dafür eine Rezension in die Iris und versuchte in der Folge, es Goethe nachzuthun.**) Auch andere literarische Erscheinungen jener Zeit wurden von ihm richtig beurteilt, wofür sein Ausspruch über den „Promotheus" einen schlagenden Beweis liefert***), wie nicht minder die Bemerkung, daß Wielands Wintermärchen, „eine der schönsten aller deutschen Erzählungen" sei.†)

Ende Oktober 1774 reiste J. G. Jacobi wieder nach Halberstadt zurück††), und die Leitung der Iris oblag nunmehr seinem Bruder und Heinse allein. Dieser schilderte für seine Leserinnen das Leben der „Sappho"†††) und übersetzte, wie schon früher dem Grafen von Schmettau, deren Oden. Hierin wurde er zwar später von Stolberg übertroffen; aber die Nachrichten

---

*) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Leipzig 1846. S. 28—36.

**) Ebenda 39.

***) H. s. Schr. VIII. 126 und H. L. Wagner v. Dr. Erich Schmidt. Jena 1879. 31—44.

†) H. s. Schr. VIII. 137.

††) F. H. Jacobi auserlesene Briefe I. 191 und Pröhle 313.

†††) Iris III. 1775. 2. Stück 114—150, und H. s. Schr. X. 278—303. Vergleiche auch: „Deutsches Museum" 1786. I. 17 und „Archiv für Literaturgeschichte" 1880. IX. 4. Heft, S. 520.

über das Leber dieser berühmten griechischen Dichterin und die Schönheit ihrer Sprache sind ihrem Geschlechte wohl kaum mit größerem Interesse nahe gelegt worden, als wie solches durch Heinse geschah. — Dann veröffentlichte er Briefe der Theano an junge Frauen, interessante Nachrichten über Pythagoras, sowie die Anschauungen seiner Gemahlin und Schülerin Theano über liebevolle Behandlung der Sklavinnen, über das Ungerechtfertigte der Eifersucht und über Kindererziehung. Die darin niedergelegten Ansichten sind der antiken Welt entnommen oder auf die Gesetze der Natur gegründet. Der Eifer in diesem Fache führte Heinse so weit, daß er eine „Frauenzimmerbibliothek"*) zu begründen begann. In der Abhandlung dazu verbreitete er sich über die Lektüre junger Damen überhaupt, stellte die Griechen als Muster auf und empfahl solche Dichter, welche die Natur am sinnlichsten darstellen. — Selbst einen so trocknen Stoff, wie die „Geschichte des Kalenders"**), verstand Heinse in anziehender Weise seinen Leserinnen in Briefform vorzulegen, so daß er sich als Damenpoet, natürlich im freisinnigen und naturalistischem Sinne, bewährte.

Ein Produkt ähnlicher Art sind seine gesammelten Erzählungen für junge Damen und Dichter.***) Er schrieb dazu eine Vorrede und Notizen und kämpfte darin

---

*) Iris I. 1774. 3. Stück 53—77 u. H. s. Schr. X. 337—355.

**) H. s. Schr. X. 356 ff.

***) Erzählungen für junge Damen und Dichter. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. (2 Bände 1775; Sachen von Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Kestner, Gleim, Gerstenberg, Wieland, Jacobi, der Karschin und Heinse selbst enthaltend.)

gegen Unnatur und für Veredlung sinnlicher Lust, weshalb die von Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Kestner, Gleim, Gerstenberg, Wieland, Jacobi, der Karschin und von Heinse selbst herrührenden Lesestücke so ausgewählt waren, daß sie diese Richtung unterstützten. Es ist die konsequente Weiterführung des von Wieland angebahnten Weges, dem sinnlichen Elemente in der Literatur mehr Berücksichtigung zu verschaffen. Wieland selbst war aber mit Heinses Auffassung und Durchführung nicht ganz zufrieden, denn „was hilft unser ewiges Pochen auf Natur, Natur, wenn wir die Natur nicht kennen?" schrieb er an F. H. Jacobi.*) „Mit dieser Mode, immer, wie Heinse, über die gesunde Vernunft und die gelassene Untersuchung, als ein paar gefrorne alte Weiber, zu spötteln, nichts für wahr gelten lassen zu wollen, als was den Sinnen und einer erhitzten Imagination so vorkommt, wird man in kurzer Zeit allen Menschenverstand aus Deutschland wegdichten und wegschwärmen." Die Veröffentlichungen des Jüngers waren sonach dem Meister durchaus nicht gleichgültig.

Wieland las im 4. Band der Iris „Allwills Papiere", F. H. Jacobis ersten philosophischen Roman, der anonym erschienen war. Wie er nun diesem mitteilte, wollte er darauf schwören, daß derjenige, der ihn geschrieben habe, weder Goethe**), noch Georg (J. G. Jacobi), sondern ein dritter sein müsse, „den die Natur gerade mitten zwischen die beiden gepflanzt." Aber wer war der dritte? Heinse konnte es, nach Wielands Meinung, nicht geschrieben haben, „oder er müßte

---

*) F. H. Jacobi auserlesener Briefwechsel.

**) Goethe war auch Mitarbeiter an der Iris.

in Medeens Kessel ganz und gar umgekocht worden sein"... Allerdings stimmten Heinses und F. H. Jacobis philosophische Anschauungen nicht überein. Der Kampf des letzteren zwischen Rationalismus und der tiefen Neigung zum gläubigen Christentum war bei ersterem, dem Natursohne, vollkommen entschieden. Darum hat dessen Laidion auch nicht den Beifall Jacobis gefunden; ergötzt hat sie ihn ausnehmend, aber nicht gerührt, nicht erweckt, ihm nicht wohl gethan; denn Heinsens „Seele ist in seinem Blute, sein Feuer ist bloß Glut der Sinne" schrieb er am 21. Oktober 1774 an Goethe.*) Und doch wurde Heinse durch F. H. Jacobi bedeutend gefördert. Schon der Umstand, daß er den jungen Schriftsteller so viel wie möglich frei gewähren ließ und ihn nicht immer schulmeisterte**), wie Wieland, war für ihn zur Erlangung einer gewissen Selbständigkeit vom Vorteil. Trotz des freien Gewährens hat er seine Produkte für die Iris in den richtigen Schranken gehalten. Ein weiterer Umstand aber, der wesentlich zur vollen geistigen Entwickelung Heinses beitrug, war der liebenswürdige Umgang, der offene, freie und feine Ton in der geistreichen Familie und Gesellschaft Jacobis. Darum konnte dieser auch an Wieland berichten***), daß Heinse allgemach zur Erkenntnis komme. „Er würde", fährt Jacobi fort, „jetzt fürs erste nicht von Düsseldorf weg ziehen, wenn er auch nur Wasser und Brot hätte. Dies versicherte er mir gestern mit Thränen. Niemand vermag ihn die Zeit über, welche er hier zugebracht hat, einer eigentlichen

*) Briefwechsel zwischen Goethe u. F. H. Jacobi S. 42.

**) H. s. Schr. VIII. 121.

***) F. H. Jacobi an Wieland am 29. November 1775.

Sünde zu zeihen, und dennoch konnte niemand von uns je ein rechtes Vertrauen zu ihm fassen. Es ist ein gar sonderbarer Mensch, der mir noch immer zu rund ist, so viel Treffendes ich auch über seinen Charakter zu sagen wüßte." — Zur Freiheit in der Redaktion gesellte sich für Heinse auch eine ungebundene Lebensweise, und so war es demselben mit Unterstützung Jacobis möglich, seine auf der Düsseldorfer Galerie begonnenen Kunststudien durch den Besuch der Galerien zu Aachen, Rotterdam und Amsterdam zu vervollständigen, sowie vergnügte Tage zu Mastricht, auf dem Schlosse Monjoge und im Bad zu Spaa zu verleben. — Ja, als sich Anfang des Jahres 1776 der Vertrag mit Jacobi wegen der Iris gelöst hatte und dieselbe bald darauf aufhörte zu erscheinen, entzog F. H. Jacobi dem Schriftsteller Heinse seine Unterstützung nicht, sondern blieb nach wie vor der aufopfernde Förderer des jungen freigeistigen Talentes.

Vielfach waren die Pläne, welche Heinses Freunde für dessen weiteres Unterkommen machten; allein es konnte weder eine Hofmeisterstelle, noch ein Amt für ihn ausgemittelt werden. So sah sich Heinse darauf angewiesen, fleißiger als je für verschiedene Zeitschriften, besonders für den Merkur zu arbeiten. Es erschienen von ihm Gedichte in Schmidts Elegien der Deutschen und in Matthissons lyrischer Anthologie**), von welchen Gleim besonders „Daphne" lobte.***) Für den Merkur verfaßte er „Briefe über das italienische Gedicht Ricciadetto", die

*) Lemgo 1776.

**) Teil 9 S. 265—276.

***) Körte I. 406.

Klopstock mit Beifall schon im Manuskript gelesen, und brachte dann einen Auszug aus diesem Gedichte, welchen aber Wieland mit der anzüglichen Bemerkung schloß: „Hier bricht der Auszug plötzlich ab; desto besser!“*) — eine Bemerkung, welche Heinse tief kränkte und die von Wieland rücksichtslos war. Denn abgesehen davon, daß Heinse damals den Plan**) faßte, anstatt des Tasso den Ariost zu übersetzen, wozu er das Vertrauen des Publikums bedurfte, hatte er Wieland zur Veröffentlichung im Merkur auch seine „Düsseldorfer Gemäldebriefe“ überlassen, die bedeutendste Arbeit Heinses zu dieser Zeit, wo er von Wieland Dank verdient hätte.

Was Heinses scharfes Auge auf der Galerie beobachtete, was er im Kreise von Künstlern kritisch besprach, legte er in Briefen an Vater Gleim nieder, der solche durch Wieland veröffentlichen ließ.***) Es sind „glänzende Aufsätze, deren Wert nie veralten wird und die durch klares festes Erfassen des Nationalen in der Kunst neben Goethes Dithyrambus über das Straßburger Münster eine neue Epoche der Kunstanschauungen bezeichnen.“†) Im ersten††) Brief rühmt er Düsseldorf und seine Galerie, giebt seiner Begeisterung für die Malerei Ausdruck, so daß er Apelles vor Menander und Raphael vor Ariost setzt, philosophiert dann über „Schönheit“ und beschreibt mit der

---

*) Der deutsche Merkur 1775 II. 15—41. IV. 33—61 und 242—263.

**) H. s. Schr. VIII. 140.

***) H. s. Schr. VIII. 141—250. Einleitung LXIII. Hettner III. 286 ff.

†) Klinger v. M. Rieger. Darmstadt 1880. I. 233.

††) Deutscher Merkur von 1776. I. 3 ff.

ihm eigenen Kürze und Anschaulichkeit berühmte Bilder von Raphael, Michel Angelo, Dolce, van Dyk und Guido Reni. In drei weiteren Berichten*) verbreitet er sich über Rubens und die Holländer, deren Richtung seiner Anschauung für das Recht der Sinnlichkeit besonders entsprach.

Als Heinse den blinden Pfeffel in der Schweiz besuchte, umarmte ihn dieser und sagte, es sei ihm gewesen, als ob er auf einige Momente sein Gesicht wieder bekäme und eines der höchsten Meisterwerke der Kunst anschaue, wie er sich Heinses Beschreibung von der „Flucht der Amazonen“ habe vorlesen lassen — ein sprechendes Zeugnis für diese meisterhaften Schilderungen; ein gleiches haben wir von Maler Müller, der von der Apologie Rubens ganz begeistert war.**)

Aber der Merkur, den Heinse kurz vorher so gelobt hatte***), brachte ihm diese schönen Schilderungen durch Druckfehler so entstellt, daß er Gleim klagte†): „Die Korrektur des Merkur muß ganz kläglich bestellt sein, da in nicht drei völlige Bogen 20 abscheuliche Druckfehler sich befinden, worunter verschiedene so gotteserbärmlich garstig sind, daß sie einem das Schreiben verreden machen, da sie gänzlich den ersten Eindruck verderben. Es hat mir lange Zeit nichts so weh' gethan, so ins Herz mich gestochen, als dies häßliche Ungeziefer, und ich möchte, ich

---

*) Deutscher Merkur für 1776. I. 106 ff. 1777 II. 117 ff. und III. 60 ff.

**) H. s. Schr. VIII. 273.

***) H. s. Schr. VIII. 137.

†) Aus dem Originalbrief Heinses an Gleim vom 8. November 1776.

weiß nicht lieber was dafür gelitten haben. Das Schlimmste dabei ist noch, daß Meister Wieland auf die Ehre seines Merkurius so sehr erpicht ist, daß er ihn nicht einmal eines Druckfehlers beschieden wissen will und ich werde biten und betteln müssen und Fürsprache gebrauchen, damit er nur die vier infamsten davon anzuzeigen für gut findet."

Und wirklich hat Wieland die gewünschte Verbesserungen nicht gebracht, obwol er wissen mußte, wie viel Heinse wegen der deutschen Künstler und zur Verbesserung seiner Lage an den Gemäldebriefen gelegen war. Dieselben machten sowohl bei den Düsseldorfer Malern, wie am Pfälzer Hofe großes Aufsehen und trugen ihrem Verfasser viel Ehre und Lob ein, — aber keine Stelle. Zur Veranstaltung eines Separatabdruckes, wie Gleim für den Hof Friedrich II. gewünscht hatte, war Heinse nicht zu bewegen, und so erntete er geringen Lohn für die mühevolle Arbeit. Wieland aber, der durch ihre Veröffentlichung in seiner Zeitschrift am meisten gewann, drückte noch in einem Briefe an Merck seine Befriedigung darüber aus, daß dieser die Gemäldebriefe einer scharfen Kritik unterzog und freute sich, daß er dem „apokalyptischen Tiere", wie er Heinse lieblos nannte, etwas hinaufgegeben habe.

Als aber gegen Ende des Jahres 1777 Wieland mit seinem Merkur wieder in die Enge kam, da von den Mitarbeitern die beiden Jacobi anderweitig beschäftigt waren und Merck sich bald zu launisch, bald zu träg zeigte, um für den Merkur zu schreiben, da sollte Heinse wieder helfen, das Werk im Gang zu erhalten und dem Merkur mehr Mannigfaltigkeit und Journalmäßigkeit zu geben. Heinse that es, erntete aber wiederum Wielandschen Undank.

„Ich weiß mir nicht mehr zu helfen," schrieb dieser an F. H. Jacobi, „wenn Du nicht Mittel findest, Heinse auf eine Zeit lang für den Merkur in Aktivität zu setzen.*) Zugleich erkundigte er sich nach Heinses Lage und seinem Verhältnis zu Jacobi. Dieser meldete, Heinse sei mit dem Grafen von Nesselrode aufs Land gegangen. Er wolle ihn aber in Beschlag nehmen, so bald derselbe zurückkäme, und fährt dann fort**): „Du fragst nach Heinses Lage, nach seinen Aussichten, was seine Seele brüte? Seine Lage ist, daß ihm, was er zur Iris und zum Merkur liefert, sehr reichlich bezahlt wird. Aussichten hat er eben keine. Was seine Seele brütet, weiß ich nicht genau. Er spricht von ein paar Romanen. Ich glaube aber nicht, daß er je ein Ganzes von wahrhafter, lebendiger Schönheit hervorbringen wird. Daß er übrigens viel Geist, viel Talent hat, wissen wir. Auch seinen Charakter schätze ich; er hat weit mehr Gutes als Böses und wirklich viel Edles in der Anlage. Aber es ist nicht in diesem Menschen, irgend etwas aus der Fülle zu thun"; — ein offenes Urteil, das Jacobi ehrt und Heinse im wahren Lichte erscheinen läßt.

Sobald nun Heinse von den Gütern des kunstliebenden Grafen Nesselrode zurückgekehrt war***), bat ihn Jacobi, dem Freunde Wieland aus der Not zu helfen. Bereitwillig gab derselbe einen Teil seiner bisher gefertigten Übersetzung des Ariost mit der Aufschrift: „Ariosts Zwietracht aus

---

*) F. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel I. 277.

**) F. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel I. 279.

***) Nach dem 78. Originalbrief: Heinse an Gleim den 30. Dezember 1777.

Heinsens Übersetzung des wütenden Roland". Das Fragment erschien, jedoch mit veränderter Aufschrift und mit der am Ende beigefügten Bemerkung: „Aber ohe! jam satis est!" (Beilagen 14—17.)

Begreiflicherweise waren Heinse und Jacobi darüber aufgebracht und letzterer verlangte eine Erklärung. Wieland erwiderte, die Übersetzung wäre ein Meisterstück, wenn sie so in Versen wäre, und Ariost selbst. Allein in Prosa könne er die Freiheit nicht dulden, deren sich Heinse durch öftere Auslassung der Partikeln über die Sprache angemaßt hätte. Und deswegen und wegen anderer Freiheiten, die er sich herausnehme, habe er im Unwillen darunter geschrieben: ohe! jam satis est! — Aber über dieses inquisitionsmäßige Auto-da-fé geriet Jacobi in Zorn, Heinse in Grimm, da es ein erbetenes Stück war und der Herausgeber den Lesern zu verstehen geben wollte, als wäre es eingesandt tanquam specimen eruditionis. Auf den Wunsch Heinses schwieg Jacobi anfangs; als aber Wieland ihn wiederholt um die Fortsetzung der Heinseschen Beiträge bat und sich wegen des Vorfalls damit entschuldigte, es habe bei seinem: ohe, jam satis est niemand etwas Schlimmes geargwohnt, sondern man dächte, er hätte damit nur einen launischen Schluß gemacht, da schrieb Jacobi, was er seinem Charakter nach schreiben mußte, während Heinse glaubte, besser zu thun, wenn er schwiege und es ins alte Register (Wielandscher Charakterzüge) setzte. Er fand eine Entschuldigung für Wieland darin, daß sich derselbe zuweilen den Schwindel an den Kopf schreibe und Treue und Glauben darüber vergesse. Er ist völlig davon überzeugt,

daß Wieland im Grunde doch zehnmal mehr auf ihn hält, als dieser sich einbildet, daß Heinse auf ihn halte. Und so oft ihm nun das einfällt, wird er darüber aufgebracht und wenn er eben in seiner Größe dasitzt, nimmt er den Donnerkeil, tunkt ins Tintenfaß und schreibt: „ohe, jam satis est!“ Ist aber Ebbe bei ihm, dann sind Heinses Artikel wieder Meisterstücke.*)

Rein objektiv betrachtet, muß ich sagen, daß Wielands Benehmen zu dieser Zeit gegen Heinse doch mehr abstoßend als anziehend, mehr eigennützig als opferwillig, mehr parteiisch, launisch und zweideutig, als vorurteilslos, entschieden und offen war. Dauernde Freundschaft zu pflegen, war Wielands Sache nicht. Dies zeigte sich auch gegen F. H. Jacobi. Wegen dessen Schrift: „Über das Recht des Stärkeren“ entstand zwischen beiden eine Verstimmung, die durch den „Schach Lolo“, in welchem Wieland auf den Streit zurückkam, zum vollständigen Bruche führte.**) Heinse war insofern auch mit in diesen Streit verwickelt, als er auf Jacobis Wunsch die „Théorie du paradoxe des Abbé Morellet“ in einem Auszuge übersetzte und dadurch gegen Wieland Partei nahm. Wie sich die Beziehungen Heinses nun zu Wieland immermehr lockerten, so schlossen Heinse und F. H. Jacobi sich immer enger aneinander. Auch Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde

*) In einem Briefe an F. H. Jacobi nennt Wieland die in seinem Merkur 1777 S. 145 erschienene Abhandlung: „Über Herrn Maurillons angefangene Übersetzung des Orlando Furioso“ ein Heinsesches Meisterstück von feinster Persiflage.

**) Löbells Entwickelungen II. 262 und 272.

Diel*) zu Frankfurt a. M., mit Boie**) und Klinger***) hat Heinse damals eröffnet.

Am meisten jedoch lag Heinse die Übersetzung des Ariost am Herzen, an der er fleißig arbeitete und über welche er Vater Gleim eingehend berichtete. Diese Arbeit sowohl, als der Umgang mit dem Grafen Nesselrode, der lange in Italien gelebt, machten Heinse immer mehr mit den Italienern bekannt und ein unwiderstehlicher innerer Drang zog ihn dorthin. Jahre lang trug er sich mit diesem Plane, zu dessen Ausführung in erster Linie die nötigen Mittel fehlten. Durch die aufopfernden Unterstützungen des Vaters Gleim †) und durch Zuschüsse von F. H. Jacobi wurden zuletzt auch diese geschafft. „Fritz", schreibt er an Gleim ††), „will 400 Dukaten zur Reise hergeben. Der Plan ist gemacht auf zwei Jahre. 40 Dukaten sind noch außer diesen jährlich gerechnet auf zwölf Bogen Neuigkeiten und Nachrichten aus Italien für ein Journal, vielleicht für den Merkur." Vater Gleim spendete die noch fehlenden 100 Dukaten, und anfangs Juni 1780 ergriff Heinse den Wanderstab, begleitet von den Segenswünschen seiner Freunde — aber unverabschiedet von Wieland.

---

*) H. s. Schr. VIII. 259.

**) Boie von Weinhold 1868. 233.

***) Archiv für Literatur X. 39 ff.

†) Aus dem 90. Originalbrief v. Gleim an Heinse den 10. Jan. 1779.

††) Aus dem 86. Originalbrief v. Heinse an Gleim den 6. Juli 1778.

VI.

Heinse in Italien von 1780—1783. — Die Tasso- und Ariostübersetzung.

Als Winckelmanns „Geschichte der Kunst“ erschien, wurde Italien mehr als vorher das begehrte Ziel deutscher Künstler und Dichter. Heinses Kunstkenntnisse hatten sich durch die Düsseldorfer Studien reichlich vermehrt, so daß auch ihn eine unüberwindliche Sehnsucht in das Land trieb, wo sich die antiken Schätze fanden, wo Raphael und Tizian, Tasso und Ariost gelebt und gewirkt hatten. Sein heiterer Sinn, eine kräftige Gesundheit und ein hohes Maß von Genügsamkeit erleichterten ihm die Ausführung dieses schwierigen Unternehmens. Die Briefe, die er während dieser Reise seinen Wohlthätern F. H. Jacobi und Vater Gleim sandte, lassen ihn Schritt für Schritt verfolgen und zeigen, wie mit der Fortsetzung seiner Studien und der Erweiterung seiner Kunstkenntnisse sich auch die Plastik seiner schriftlichen Darstellungsweise bis zur Meisterschaft steigert.

Von Düsseldorf aus reiste Heinse rheinaufwärts, meistens zu Fuß, um Land und Leute kennen zu lernen.

Treffend sind darum seine Beschreibungen und die Bemerkungen über künstlerische Erscheinungen und literarisch wichtige Persönlichkeiten.

In Koblenz besuchte er die Freundin Wielands, Sophie la Roche, die er „bei vielem weiblichen Talente eine der herzgutesten Frauen unter der Sonne" nannte.*) Er sah Goethes Mutter und „ließ sich von ihr sprechen". Bei dem hohläugigen Genie der Beurteilung**) einzukehren, dazu fühlte er keinen Beruf. Auf dem Heidelberger Fasse schrieb Heinse der „besten, theueren Betty" ***), und zu Mannheim, wo ihm Holzbauer, „die lebendige Chronik der Musik", der genaue Kenner der Wielandschen „Rosamunde", eine willkommene Erscheinung war, verweilte er fast einen Monat, da durch Professor Klein, den Vorstand der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft daselbst, wegen Übersetzung von Tassos befreitem Jerusalem ein Vertrag mit Heinse abgeschlossen wurde.

Von Mannheim aus ging es über Straßburg in die Schweiz, woselbst Heinse mit Geßner und Lavater, mit Bodmer und Hirzel, mit Schlosser, Pfeffel und Lerse zusammentraf, bei welch' letzterem er auch Goethes Schwester kennen lernte, „das lieblichste Wesen, durchaus Gefühl und Seele, voll reinen Klanges."†) Die Urteile, welche Heinse über die einzelnen Dichter, sowie über die Züricher insgesammt fällte††), sind so treffend, daß Gervinus davon

*) H. s. Schr. IX. 1—25.

**) Merck in Darmstadt?

***) Die Gemahlin F. H. Jacobis.

†) H. s. Schr. IX. 86.

††) Daselbst 77—89.

Notiz nahm, und seine Beschreibungen von Schweizer Gegenden gehören zu den besten Reiseberichten, die je geschrieben wurden.*) Genf gab Heinse Veranlassung, sich über Rousseau und Le Sage zu äußern und eine weitere Reihe der wichtigsten Bekanntschaften zu machen.**) Darauf wanderte er durch die Provence, fuhr von Marseille nach Genua zur See und kam „heil und glücklich" durch alle Gefahren Ende November 1780 zu Venedig an. — (Sieh' darüber Pröhle 160 f.)

Hier verweilte er acht Monate! Was die Lagunenstadt für Wissenschaft und Kunst bot, das hat er fleißig aufgesucht, genossen und — verwertet. Zunächst vollendete er daselbst seine Tasso-Übersetzung***), die er für 80 Louisdor Professor Klein vertragsmäßig liefern mußte, der sie als die beste Übersetzung bezeichnete unter der Menge Versuchen, die ihm eingeschickt worden sind. Es ist dem stürmischen Geist in seiner neuen Umgebung dies keine leichte Arbeit gewesen, so daß er am Schlusse derselben ausrief: „O Tasso, Tasso, dein befreites Jerusalem hat

---

*) H. s. Schr. IX. 25-49.

**) Daselbst 49—72.

***) Das befreite Jerusalem von Torquato Tasso. Mannheim 1781. IV. 8. — Nachgedruckt Zürich 1782. II. 8. (In der Ausgabe von 1781. S. 53 ist die 25. Stanze nicht vollständig übersetzt, indem der erste Satz fehlt: Non è gente Pagana insieme accolta d. i. Keine versammelte Heidenschar 2c. —. S. 137. Stanze 9, muß für „schwanger", schwärzer stehen.) Nach Heinse wurde Tasso übersetzt von Gries 1800 (sieh' darüber Löbell II. 368) von Streckfuß 1822 und von Duttenhofer 1840.

mir viel zu schaffen gemacht! Beinahe wäre ich, wie du, darüber zum Narren geworden.“ *)

Leicht läßt sich heute die Übersetzung des Tasso in Prosa tadeln**); aber vor hundert Jahren lag die Sache noch anders. Unsere Sprache mußte zur Wiedergabe des Italienischen noch Fortschritte machen und die Versifikation leichter werden. Wieland, der größte Verskünstler seiner Zeit, nennt die Tasso-Übersetzung einen Ulysses-Bogen, den schon mancher vergebens zu spannen versuchte, und verlangt zur Übersetzung des „befreiten Jerusalems“ in ottave rime nichts weniger, als — einen Tasso selbst.***) Heinse wäre wohl dazu befähigt gewesen, hätte er mehr Ausdauer besessen und nicht um Geld arbeiten müssen. Immerhin aber ist seine Übersetzung ein großer Gewinn für die deutsche Literatur gewesen. Er selbst wurde durch das Beispiel des Italieners in der Kunst zu schildern bedeutend gefördert und hat das allgemeine Interesse für Tasso gesteigert.

Venedig bot Heinse besonders Gelegenheit zu künstlerischen Studien auf dem Gebiete der Malerei und Musik. Die neuesten und besten Opernauszüge schickte er nach Düsseldorf, die Werke Tizians und Paolo Veroneses wurden beschrieben. Theater und ihre Sänger erregten sein volles Interesse, wie nicht weniger die Geschichte der Stadt und die Betrachtung des venetianischen Volkslebens. Ardinghello und Hildegard liefern zahlreiche Beweise hierfür.

---

*) H. s. Schr. IX. 121.

**) H. s. Schr. Einleitung LXXI.

***) Deutscher Merkur für 1798. III. 117.

Nebenbei ließ er die literarischen Verhältnisse seiner Heimat nicht ganz außer acht. Wielands „Oberon", der 1780 erschienen war und für welchen Goethe dem Verfasser einen Lorbeerkranz geschickt hatte, erweckte Heinses volles Interesse.*) Unumwunden hebt er dessen Vorzüge hervor. Die Vergoldung der Diktion, meint er, sei hier stärker, als in einem anderen Wielandschen Werke, an manchen Stellen gediegenes Metall durch und durch, was an dem alten Praktikus überrascht habe. Er kannte aber auch gleich, wie wenig Gelehrte, die mit ihm darüber sprachen, die Originalgeschichte, die Wieland sich zum Muster genommen und tadelte die schwache Charakterisierung der Hauptperson, „die tragischkomische poetische Lustgestalt Huon." Heinse, der die italienischen Meister mit Achtsamkeit studiert hatte und auf dem Gebiete der ausländischen Literatur reiche Kenntnisse besaß, war zu einem solchen kompetenten Urteile auch am meisten befähigt.

Mit regem Interesse verfolgte er ferner den Verlauf der literarischen Fehde zwischen F. H. Jacobi und Wieland. Dieser hatte in seinem Merkur „das göttliche Recht der Gewalthaber" verteidigt**), und jener im Museum die Wielandschen Ansichten darüber aufs herbste widerlegt.***) Der Übersendung dieser Schrift sah Heinse mit Ungeduld entgegen. Sie traf ihn aber nicht mehr in Venedig, son-

---

*) H. s. Schr. IX. 78.

**) Deutscher Merkur 1778 im Novemberheft, in einem an Dohm gerichteten Aufsatz.

***) Deutsches Museum 1781. I. und II. und in F. H. Werken VI. Sieh darüber auch Löbell II. 268 ff.

dern zu Florenz bei dem Grafen von Hohenwart*), an den er empfohlen war. Auch der Graf interessierte sich für diese Jacobische Schrift in der Weise, daß er dieselbe sogleich zum Lesen verlangte. Heinse nennt sie ein Meisterstück von Scharfsinn und Umfassung, ein Werk, das Jacobi allein den Rang unter den ersten Philosophen gebe. „Wieland," schreibt er, „steht so recht desarmiert auf einer Ferse, gedrückt an die Wand, da. Ich möchte ihn abgemalt haben, wenn er eben die letzte Periode davon im Leibe hat; und nachher das stammelnde Verstummen seiner Weimaraner."**) Mit stürmischem Verlangen, wie nach einem frohen Feste, sieht er der Fortsetzung dieser Schrift und der Mitteilung, wie sie Wieland aufgenommen***), entgegen.

Aus diesen Äußerungen, die vertraulicher Natur waren, läßt sich entnehmen, daß Heinse jetzt gegen Wieland eine andere Sprache führte, wie früher. Er fühlte sich frei, selbständig und unabhängig von demselben. Daß er sich aber schadenfroh gegen den angegriffenen Meister äußert, berührt so unangenehm, als dies von Wieland früher bemerkt worden ist.

Zu Florenz standen Heinse durch den Grafen von Hohenwart die Schätze der Galerie und alle Bibliotheken zum freien Gebrauch geöffnet, wie keinem Fremden. Er war darum in geistige Genüsse ganz vertieft und überaus

---

*) H. s. Schr. IX. 136.

**) Aus dem 105. Originalbrief: Heinse an F. H. Jacobi v. 17. Juli 1781.

***) Aus dem 106. Originalbrief: Heinse an F. H. Jacobi v. 15. September 1781.

selig.*) — In Kreuz- und Querzügen durchstreifte er dann als rüstiger Wanderer das toskanische Gebiet, und gegen Ende des Monats August 1781 langte Heinse in Rom an.

Gleich am ersten Abend war er bereit, die ewige Stadt zu sehen, wandelte über den Corso, bestieg das Capitol, besuchte verschiedene Tempel und machte sich seine Gedanken über das Colossäum. Prophetisch ruft er in seinem ersten Römerbrief an F. H. Jacobi aus: „Bester, haben Sie Geduld! Ich sehe schon alles in lieblicher Fülle in mir aufgeh'n; und der Himmel wird seinen Segen geben, daß es zur glücklichen Reife gedeihe."

Unter den deutschen Schriftstellern und Künstlern, welche Heinse in Rom kennen lernte, ist Maler Müller sein intimster Freund geworden.**) Letzterer kannte Heinses Leistungen auf dem Kunstgebiete bereits aus den Düsseldorfer Gemäldebriefen und nahm sich seiner gleich liebevoll an. Ein gemeinsamer Zug des Strebens nach Naturwahrheit in der Kunst verband beide, und die Romantik des einen war nicht ohne Einfluß auf die Motivierung der klassischen Ansichten des andern. Heinse, nach Müllers treffender Bezeichnung „eine doppelte Grundsäule von Kunst und ursprünglicher Menschheit," fand dessen „Genoveva" voll von Vortrefflichkeiten und ließ sich von ihm eine Idylle zueignen.***) Heinse änderte auch seine Ansichten

---

*) H. s. Schr. IX. 135.

**) Maler Müller von Dr. B. Seuffert. Berlin 1877. S. 42 f. H. s. Schr. IX. 143. 149 f. und in der Einleitung LXXIII.

***) H. s. Schr. IX. 150 f.

über den Wert des Antiken und forderte in der Kunst gleiche Berücksichtigung der lebendigen Natur. Ardinghellos und Demetris Zwiegespräche*) mögen Kopien sein von den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, womit Heinse und Müller sich öfters unterhielten.

Mit Klinger war Heinse schon in Düsseldorf persönlich bekannt geworden.**) Als er denselben zu Rom traf, begleitete Klinger eine Stelle am russischen Hofe und suchte jetzt auch Heinse zu bewegen, ihm dorthin zu folgen. Er sollte Bibliothekar des Großfürsten werden. Allein in Petersburg, wo acht Monate Winter und die meiste übrige Zeit kaltes Wetter herrscht, wollte der für den Süden so begeisterte Heinse nicht leben und „wer in das Haus eines Despoten geht", sagte er, „bleibt ein Sklave."***) So lange sich Klinger in Rom aufhielt, verkehrte er viel mit Heinse, der ihn auch auf das Schöne in Natur und Kunst aufmerksam machte, so daß dieser davon ganz entzückt war.

Kobell, ein Pfälzer Maler wie Müller, wurde der dritte im Freundschaftsbunde. Heinse nennt ihn einen gar wackeren, aufrichtigen Gesellen und einen auserlesenen Gesellschafter mit den drolligsten Einfällen. Durch ihn und Müller bot sich für Heinse die günstigste Gelegenheit zu Kunststudien, und er ließ dieselbe nicht unbenutzt vorübergehen. Die Schätze des Vatikan fesselten ihn der-

---

*) H. s. Schr. I. 268 f. und II. 88 ff.

**) Riegers' Klinger, Darmstadt 1880. — Verlag von A. Bergsträßer.

***) H. s. Schr. IX. 155.

art, daß er sich davon nicht losreißen konnte. Die Musikaufführungen in Kirchen und Theatern wurden von ihm fleißig besucht und das Neueste und Beste italienischer Musikwerke nach Düsseldorf gesendet. Unter den Ruinen hielt er sich auf und in den weiten Trümmern des Amphitheaters schweifte sein Geist in vergangene Zeiten. Heinse sah sich in Rom wie hineingezaubert, und täglich fand er Neues.

Neben seinen Freunden verkehrte Heinse auch noch mit anderen wackeren Männern zu Rom. Der kurpfälzer Malteserritter, Herr von Flachslanden, trug ihm freie Reise von Neapel nach Malta an; allein er konnte die Kosten von Rom nach Neapel nicht bestreiten.*) Ferner genoß er das Vertrauen des geheimen Rates Häffelin und des Historikers Schlözer, der sich in Göttingen für ihn verwenden wollte.**) Aber Heinse zeigte auch keine Lust zum akademischen Leben, blieb vielmehr nach wie vor auf die Unterstützung F. H. Jacobis und des Vaters Gleim angewiesen.

Letzterer feierte seinen Schützling Heinse zu Rom in zwei Gedichten***) und war für denselben so besorgt, daß er ihn im Falle seines Todes seinem Freunde, dem Geschichtsschreiber Müller, empfahl †). Zugleich spendete

*) In Körte fehlt der Satz: „Müller ist allein mit fortgekommen und befindet sich gegenwärtig in Malta;“ aus dem 108. Originalbrief: Heinse an Jacobi vom 16. März 1782. — Vergleiche dazu Maler Müller v. Seuffert. S. 43 und Archiv X. 66 ff.

**) H. s. Schr. IX. 156.

***) Körte II 281 und 291 ff.

†) Ebenda 313, ferner 374 und 379.

er wiederum 50 Dukaten und bemerkte: „Müller, der Geschichtsschreiber, jetzt zu Basel, ist meinem Heinse gleich an Geist und Herz, wie ein Bruder dem andern und will, daß Sie ihn lieben sollen."*) Wie wichtig diese Freundschaft in Zukunft für Heinse wurde, wird sich später zeigen. Seinem lieben Vater Gleim aber sandte er vor dem Peterstage 1782 einen jener hochinteressanten Römerbriefe**), durch welche er sich allein schon einen Ehrenplatz unter den deutschen Schriftstellern erwarb, die über Rom geschrieben haben. Charakteristisch für ihn ist der Umstand, daß er darin Winckelmann entgegentritt, der die Landschaftsmalerei verachtet, während Heinse glaubt, daß Himmel und Erde, Luft und Meer ebensoviel wert sei, als manche Menschengeschichte.***)

Unterdessen erschien 1782 zu Hannover die Übersetzung des wütenden Roland†), welche Heinse noch vor seiner Abreise nach Italien vollendet hatte und die er wahrscheinlich F. H. Jacobi zur Herausgabe überließ. Wieland, der, wie bemerkt, bereits Proben dieser Übersetzung im „Merkur" gebracht und durch einen für Heinse verletzenden Zusatz dieselben gleichsam verurteilt hatte, nahm von dem Erscheinen der ganzen Übersetzung keine Notiz,

---

*) Aus dem 109. Originalbrief: Gleim an Heinse vom 17. April 1782.

**) H. s. Schr. IX. 163–211 und „Deutsches Museum" für 1783. II. 486 ff. zeigt einige Veränderungen.

***) H. s. Schr. IX. 174 f.

†) Roland der Wütende. Ein Heldengedicht von Ludwig Ariost dem Göttlichen. Hannover 1782. 4 Teile. Später verdeutscht von Gries 1804, von Streckfuß 1818 und Kurz 1841.

da ihm als oberstes Gesetz galt, daß kein Dichter, am allerwenigsten Ariost, in Prosa übersetzt werden dürfe. Allein die Richtigkeit dieser Ansicht auch zugegeben, so verdiente doch die Heinsesche Arbeit keine solche Ignorierung seitens Wieland, da ihm die Schwierigkeiten einer prosaischen Übersetzung ebenso gut bekannt waren und er die Proben brieflich als „Meisterstücke“ erklärte. Die Heinsesche Übersetzung blieb, wenn auch im prosaischen Gewande, doch die einzige vollständige Verdeutschung des „wütenden Roland“ bis zum Jahre 1804 und findet heute noch ihre Leser.

Italiens Naturreize, sowie den Reichtum seiner Kunstwerke auf dem Gebiete der Malerei und Plastik, der Musik und Poesie lernte Heinse im vollen Maße zu Neapel kennen, wo er sich während der Monate Juli und August 1782 mit Kobell aufhielt, und wo er auch Hackert sowie Angelica Kaufmann traf. Er hätte darüber F. H. Jacobi schon viel unterwegs geschrieben, wenn er nicht über ein Werk brütete, worin verschiedene Scenen dorthin verlegt sind, bemerkte er in seinem Briefe.*) Und in der That spielen „Ardinghello“ und „Hildegard“ zu Neapel: der letzte Roman findet daselbst seine Lösung und Ardinghello führt hier sein abenteuerliches Leben mit Fiordimona weiter.**) Heinse hegte den Entschluß, von Neapel aus zu den glückseligen Inseln des griechischen Archipelagus hinüberzusegeln; jedoch die Reise bis Syrakus kostete schon allein 20 Dukaten und solche Ausgaben durfte er sich nicht

*) H. s. Schr. IX. 213.
**) H. s. Schr. II. 219 ff.

machen. Nach zweimonatlichem Aufenthalte kehrte er wieder nach Rom zurück, entzückt über die Eindrücke, welche Natur und Kunst, Gegenwart und Vergangenheit dieser Stadt auf ihn gemacht hatten, aber auch traurig über den Verlust der Herkulanischen Handschriften, die er von Knaben zerfetzt und zerrissen zu Portici gesehen.*)

So bot Italien für Heinse den echten Lebensodem, und eine Reihe gleichgesinnter Freunde machten ihm den Aufenthalt daselbst doppelt angenehm. Allein dazwischen drängte sich die Sorge für die Zukunft. „Mit Bücherschreiben mag und will ich mir nicht forthelfen," berichtete er an F. H. Jacobi**), „und zum Professorenleben habe ich keine Neigung." Eine Stelle als Bibliothekar, Kunst-Aufseher, Hofmeister oder Reisebegleiter wäre ihm am erwünschtesten gewesen.***) Da sich keine für ihn fand, so plante er die Herausgabe eines „Italienischen Merkurs", der von Monat zu Monat über die Alpen fliegen und alles Neue bringen sollte, was die Dichter, Maler und Weltweisen allda zum Nutzen und Vergnügen schaffen und ausdenken. Müller wollte den dritten Teil mit Briefen über seine Kunst und die Neuigkeiten darin auf sich nehmen, und der Herr von Beroldingen versprach, das Beste dabei zu thun. Auch die Unterstützung von Goethe, Lavater und Claudius war in Aussicht genommen, so daß man der Verwirklichung des Planes schon ganz nahe

*) H. s. Schr. IX. 214 ff. u. „Deutsches Museum" für 1783. I. 72 ff.

**) Aus dem 113 Originalbrief: Heinse an F. H. Jacobi v. 13. Okt. 1782.

***) H. s. Schr. IX. 235 ff.

stand. F. H. Jacobi hatte das letzte Wort darüber zu sprechen und von seiner Entscheidung hing auch Heinses weiteres Verbleiben in Rom ab. Allein demselben waren die unangenehmen Erfahrungen mit der Iris, sowie diejenigen, welche er mit dem Herausgeber des Merkurs machen mußte, noch allzu frisch im Gedächtnisse. Er verweigerte seine Zusage, und so kam das Unternehmen, das dem „deutschen Merkur“ Konkurrenz und Wieland neuen Verdruß gemacht hätte, nicht zur Ausführung. Ebenso mißglückte ein zweiter Plan, eine „italienische Bibliothek nebst Nachrichten von Kunstsachen“ herauszugeben, und Heinse sah sich genötigt, nach Deutschland zurückzukehren und hier die Früchte seines italienischen Aufenthaltes reifen zu lassen.

Ehe Heinse die Stadt Rom verließ, schrieb er noch einige Urteile über neu erschienene literarische Werke nieder. Er besprach*) die neueste Schrift von F. H. Jacobi: „Etwas was Lessing gesagt hat,“**) lobt diesen darob als einen alten Heros, der für das Wohl des Vaterlandes und der Menschheit kämpft, sowie wegen der originellen und scharfsinnigen Weise, womit er, von Wieland und Lessing unabhängig, unsre tote, bürgerliche Maschine zu beleben sucht. — Möser wird von Heinse einer der sieben westfälischen Weisen genannt, der Kernbeobachtungen voll reinen Menschensinnes macht, der aber in seiner Theorie der schönen Künste ein wenig zu seicht wäre. — Die

---

*) H. s. Schr. IX. 226 ff.

**) Ein Kommentar zu den Reisen der Päpste nebst Betrachtungen von einem Dritten. Berlin 1782.

Odyssee von Voß fand er „vortrefflich"; nur die Klopstockschen Hexameter machen sie ihm unerträglich, so daß er bei erster Gelegenheit ein Catilinarium dagegen zu halten gedachte, was aber unterblieb.

Heinses letzter Brief aus Rom ist vom 7. Juni 1783 datiert. Mitte Juni reiste er von dort ab über Terni nach Florenz. Zu Mantua schrieb er nochmals auf italienischem Boden*); dann zog er durch Tirol und wieder dem hellen, glücklichen Rheine zu.

---

*) Dieser Brief ist im „Deutschen Museum" 1787. I. 24 ff. abgedruckt.

VII.

Heinse in Düsseldorf von 1783—1786. — Ardinghello.

Reich an Kenntnissen, namentlich auf dem Gebiete der darstellenden Kunst und der Musik, kehrte Heinse Ende des Jahres 1783 nach Düsseldorf zurück, nachdem er zuvor auch seine Heimat besucht und seinen Angehörigen von seiner Reise erzählt hatte.*) Der edle F. H. Jacobi nahm ihn freundlichst auf, und bei ihm fand Heinse Muße, das Neuerworbene zu verarbeiten. Er studierte die neuen Kompositionen von Jomelli, Gluck, Trajetta und Majo; dann beschäftigte er sich fleißig mit der Lektüre griechischer Klassiker und zur Erholung wurde Schach und Billard mit dem teueren Fritz gespielt.**) Der besorgte Vater Gleim wollte jedoch, daß Heinse seine Reiseberichte und Römerbriefe, die im „Museum" durch Druckfehler so verstümmelt seien, daß sie einem Kinde im Findelhause gleichen, speziell drucken lasse, um dann vielleicht eine Stelle als Kustos einer Kunstsammlung beim Prinzen von Preußen

*) Archiv für Literaturgeschichte X. 376.

**) H. s. Schr. IX. 246.

zu erhalten. Sorglos aber erwiderte Heinse: „Ein Kind der Liebe im Findelhause, wenn es nur hübsch und kräftig ist, mag einem großen Herrn auch wohl Vergnügen machen. Ich habe noch ganz andere Gestalten aufzuführen; aber sie sind weder für Briefe, noch Museum und dazu gehören glückliche Zeiten."

Unter diesen Gestalten verstand er wohl nichts anderes, als die Personen in seinem Ardinghello, welchen Heinse jetzt in Düsseldorf schrieb. Da in dem Hause seines Wohlthäters F. H. Jacobi durch den Tod der edlen Gemahlin desselben, der gefeierten Betty, Trauer einzog, machte Heinse mit dem Grafen von Nesselrode eine Reise nach Holland. Der geistige Austausch beider Kunstfreunde mag auf dieser Reise ein um so lebhafterer gewesen sein, als die Erinnerung an das in Italien Gesehene sie beherrschte und ein Vergleich zwischen Italiens Kunstobjekten mit den Schätzen der Holländer sich von selbst ergab. Dieser aber erweckte wiederum die Lust, die gewonnenen Eindrücke schriftstellerisch zu verwerten, und nun ging Heinse, nach Düsseldorf zurückgekehrt, mit Ernst an die lang geplante Ausarbeitung seines großen Kunstromans.

Die Vorarbeiten dazu fanden sich in der italienischen Reisemappe, und ich glaube, daß Ende des Jahres 1784 und Anfang des Jahres 1785 das meiste davon fertig geworden sein wird. Es ruhte jeder Briefwechsel, selbst der mit Vater Gleim, und erst am 15. März 1785 schrieb er diesem: „Ich machte eine Reise mit dem Grafen Nesselrode durch Holland und stürzte mich nach derselben in eine Arbeit, womit ich noch beschäftigt bin. Was schon fertig ist, mag etwa 30—40 gedruckte Bogen ausmachen.

Jetzt muß ich von dem Ganzen einen Arm, ein Bein ablösen, oder Lunge und Leber herausreißen für das Museum, weil ich die Dukaten dafür nötig habe."*)

Nun erschien im „Deutschen Museum" im Juni 1785 das „Künstlerbacchanal"**), eine der freiesten Schilderungen des römischen Künstlerlebens in Heinses „Ardinghello"***), dann die interessanten Mitteilungen über „Raphael"†) und über „Antiken vom ersten Rang"††), kunsthistorische Darstellungen, die „Ardinghello" vorzugsweise zu einem Romane neuester Gattung stempeln. Nach Heinses origineller Ausdrucksweise mögen die beiden letztgenannten Auszüge die abgelösten Arme und Beine seines Werkes gewesen sein, während das „Künstlerbacchanal" für einen der wichtigsten Teile des Organismus, für Lunge und Leber von ihm gehalten wird. Bei einer Vergleichung der Auszüge im „Museum" mit dem Originalwerke findet man nur geringe Abweichungen, nur solche, welche dieses Journal für seine Leser zu machen müssen glaubte.

Wenn nun der Roman im Frühjahr 1785 so weit gediehen war, daß der Verfasser aus demselben diese Teile nehmen konnte, so wird uns die Angabe in der Vorrede der zweiten Auflage, nach welcher das Werk schon

---

*) Aus dem 118. Originalbrief: Heinse an Gleim vom 15. März 1785.

**) D. M. 1785 I. 473 ff.

***) H. s. Schr. I. 220—277 u. II. 4 ff. u. II. 43 ff.

†) D. M. 1785 II. 406 ff.

††) D. M. 1786 I. 89 ff.

1785 fertig geworden ist, nicht befremden. Es ist vielmehr gewiß, daß Heinse seinen Hauptroman zu Düsseldorf schrieb und nicht, wie Laube bemerkt*), zum Teil im Gewölbe der Bibliothek zu Mainz, wo nur die wenigen Varianten zwischen der ersten und zweiten Auflage beigesetzt wurden.**) Diese Behauptung wird dadurch bestätigt, daß Heinse am 13. Juni 1786, also vier Monate vor seiner Berufung nach Mainz an Gleim schrieb: „Meinen Roman, ohngefähr 50 Bogen stark, wie Laidion, habe ich Hellwigen überlassen; er gibt mir für den Bogen eine Karolin bei der ersten Auflage und ebensoviel bei der zweiten. Ich wollte nicht lange herumschreiben und habe keinem andern den Antrag gemacht: sonst hätte ich vielleicht mehr erhalten. Fragmente sehen Sie davon vermutlich im Museum.“***)

Gleim war darüber sehr ungehalten, weil Hellwig „auf Löschpapier die Heinsen druckt“,†) also auf die Ausstattung nicht die nötige Rücksicht nimmt, die nach seiner Meinung ein solches Werk verdient, von welchem das herrliche Künstlerbacchanal im Museum ein Fragment ist. Heinse ließ jedoch den guten Rat unberücksichtigt,

---

*) H. s. Schr. Einleitung 92.

**) Diese Varianten finden sich in H. s. Schr.: I. 35 letzter Absatz ist eine Erweiterung gegen die erste Auflage und I. 41 Absatz 1 bis S. 43 inkl. des vorletzten Absatzes ist eine Umarbeitung gegen die erste Auflage. Weitere Veränderungen gibt es nicht.

***) Aus dem 121. Originalbrief: Heinse an Gleim vom 13. Juni 1786 und Pröhle 163.

†) Aus dem 123. Originalbrief: Gleim an Heinse vom 13. Juli 1786.

denn er konnte und wollte mit seinen Geisteskindern keinen Handel treiben, und so erschien sein „Ardinghello" im schmucklosen Lemgo'schen Kleide 1786.*)

Heinse führt uns in diesem Romane durch Italien und schildert das Leben, die Natur und Kunst daselbst nach den empfangenen Eindrücken, die sein Geist so treu bewahrt hatte. Er erzählt folgendes.

Der Florentiner Maler Ardinghello rettet zu Venedig einem jungen Manne das Leben. Dieser trifft seinen Lebensretter kurz darauf in einer Künstlergesellschaft, wo er mit Paolo Veronese über das Verhältnis der Kunst zur Natur disputiert. Benedikt, so heißt der Gerettete, wird bald der Freund des jungen Malers, da dieser erfährt, daß jener sich drei Jahre in Griechenland aufgehalten hat. Sie können sich beide ergänzen: Ardinghello will Benedikt in der Malerkunst, dieser den ersteren im Griechischen fördern. Zu diesem Zwecke nehmen sie Landaufenthalt am Gardasee, wo bald die gegenseitigen Studien beginnen. Sie gewinnen sich so lieb, daß sie ewige Freundschaft schwören und Ardinghello sein volles Herz öffnet. Er liebt Cäcilia, die aber mit dem kretischen Statthalter Marc Anton, der auf Befehl des Cosmus den Vater Ardinghellos hatte ermorden lassen, vermählt werden soll. Die Brautleute besuchen Benedikts Mutter, bewundern

---

*) Ardinghello und die glückseligen Inseln. Eine italienische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert II. Lemgo 1787. — Nachdruck zu Frankfurt a. M. 1792. 2. Auflage 1794. — 3. Auflage 1821. — 4. Auflage 1838. — H. s. Schr. I. u. II. — (Nach Gödeke wäre die zweite, dritte und vierte Auflage zu Leipzig erschienen; die zweite aber zeigt noch Lemgo.)

daselbst eine von Ardinghello gemalte Madonna und erteilen den Auftrag, sie zu porträtieren. Bei dieser Gelegenheit erkennt Marc Anton in ihm den Sohn des Gemordeten, will auch ihn aus dem Wege räumen lassen, fällt aber selbst durch Ardinghellos Hand, der nun nach Genua entflieht.

So beginnt der Roman, der nach Wielandscher Art in der Einleitung die Bemerkung enthält, daß sein Inhalt einer alten Handschrift entnommen sei, mit Anklängen an die venetianische und Florentiner Geschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. — Die beiden Hauptpersonen dieses Teiles, Ardinghello und Cäcilia, zeigen sich als echt italienische Charaktere voll Kraft und Energie, voll stürmischer Liebe und mit einem wilden Seelenleben, das selbst vor dem Mord nicht zurückschreckt, während Benedikt als Freund gezeichnet ist, der von dem dämonischen Wesen des Ardinghello ganz beherrscht wird. Die Situationen zu Venedig, die Bauwerke von Padua, Vicenza und Verona und das Leben am Gardasee hat Heinse treu nach der Natur geschildert. Die eingeflochtenen Belehrungen sind eine Frucht seiner venezianischen Studien und griechischen Lektüre. Er lobt Tizians Farben, Michael Angelos Zeichnungen und verteidigt Paolo Veronese gegen die Römer. Vom Künstler verlangt Heinse eine gute Schule und die Nachahmung der lebendigen Natur. Zugleich zeigt er sich, wie sein Meister Wieland, als Freund des Griechischen. Die „Denkwürdigkeiten des Sokrates“ sind ihm das gediegenste Kleinod aller Weisheit, die Moral aller Moralen, und die Aristophanischen Possenspiele das allerhöchste Denkmal menschlicher Freiheit. Auf

dem Boden solcher Anschauungen bewegt sich auch die Erzählung weiter und zeigt, daß Heinse seinen Lehrer Wieland in der Schilderung sinnlicher Episoden ebensoweit zu übertreffen vermochte, wie in der lebendigen Darstellung der Glückseligkeitslehre desselben.

Von Genua aus schildert Ardinghello dem Freunde seine Abenteuer. Durch eine Sängerfamilie kommt er zur Hochzeitsfeier der Fulvia, die ihn liebt, von seiner Gestalt entzückt, von seinem Gesange begeistert. Er aber fühlt Neigung zu Lucinde, der Freundin der Braut. Seeräuber stören die Feier durch einen Überfall. Ardinghello befreit Fulvia und Lucinde, nimmt den Sohn des Seehelden Ulazal gefangen, schenkt ihm jedoch großmütig die Freiheit wieder. Fulvia weiß Ardinghello durch List in ihr Netz zu locken, während Lucinde, von demselben in der Nacht überrascht, ihm ihre Geschichte anvertraut und nur unter der Bedingung die höchste Gunst verspricht, daß Ardinghello ihren gefangenen Bräutigam befreite. Mit Hilfe des frei gelassenen Ulazal gelingt es ihm. Ardinghello hält denselben jedoch Lucindens ungeteilter Liebe für wert und verläßt Genua. Aber Lucinde, vom Widerstreit der Gefühle überwältigt, ist wahnsinnig geworden.

Heinses Held gleicht im zweiten Teil einem jungen Apoll, der durch Saitenspiel, durch körperliche Schönheit und Kraft alles für sich gewinnt. In Lucinde schuf der Dichter seinen liebenswürdigsten Frauencharakter. Aber sie geht in dem Kampfe zwischen der Treue zu ihrem Bräutigam und der idealen Liebe zu Ardinghello unter. In der Welt der von Genuß zu Genuß eilenden Stürmer gibt es keinen Raum für solche liebenswürdige Persön-

lichkeiten. — Fulvia ist ein Prototyp jener sinnlichen Frauen, die sich durch das Hinwegsetzen über die guten Sitten eines Weibes abstoßender benehmen, als die griechischen Hetären. Ihr legt Heinse auch die der Sturm- und Drangperiode entsprechenden Anschauungen über die bürgerlichen Verhältnisse in den Mund. „Warum sollen wir uns von Gewohnheiten und Gesetzen im Zaum halten lassen", sagt sie, „die bloß für den Pöbel sind, eben weil er Pöbel ist, der sich nicht selbst regieren kann?"*) — Daß solche und ähnliche Sätze vom Standpunkt des staatlichen und moralischen Lebens aus große Anfechtungen erlitten und erleiden, wird nicht überraschen; aber sie entsprachen den Forderungen jener umsturzlustigen Zeit und fanden, außer Heinse, noch manchen Verteidiger.

Der Verfasser hat im zweiten Teil seines Romans die erzählende Form aufgegeben und zum Zwecke der leichteren Verbindung mit dem ersten die Briefform gewählt, was für ihn allerdings bequemer war, da sich auf diese Weise mancher italienische Reisebericht ohne große Umarbeitung verwenden ließ, was aber dem Ganzen eine viel zu leichte Verbindung gegeben hat. Die allzu rasch folgenden Abenteuer dieses Teiles entbehren auch der tieferen Begründung. Zugleich erreichen die sinnlichen Schilderungen der ausschweifenden Liebe hier ihren Höhepunkt und einen Grad von Offenheit, mit der sich allerdings die verdeckten und verschleierten Zeichnungen Wielands in dieser Beziehung nicht vergleichen lassen, die

---

*) H. s. Schr. I. 146.

aber doch die Phantasie nicht weniger zu erhitzen im Stande sind, als jene.

Ardinghello kehrt auf den Rat seiner Tante nach Florenz zurück. In Pisa, wo zu Ehren des Herzogs Feste gefeiert werden, trifft er Jugendfreunde, beteiligt sich auf ihre Bitten hin an den Spielen, gewinnt den ersten Preis und empfängt solchen aus der Hand der Herzogin Bianca, einer Venetianerin. Durch dieselbe kommt er an den Hof und in den Besitz seiner väterlichen Güter. Bald wird der Minister gestürzt, und Ardinghello könnte dessen Platz einnehmen; allein er beschränkt seinen Einfluß nur auf die Verbesserung des Unterrichtsgesetzes. Der Herzog schickt ihn dann nach Rom, um für ihn Kunstschätze einzukaufen, und hier ist er an seinem richtigen Platze. Tolomei und Demetri werden seine Freunde; mit ihnen wird wissenschaftlich diskutiert und in begeisterter Künstlergesellschaft echt bacchanalisch geschwelgt.

Als Maler und Sänger ist uns der Held des Romans bereits vorgeführt; jetzt bewundert man ihn auch als gewandten Fechter, modernen Politiker und vortrefflichen Kunstkenner. Die Ansichten über Staatseinrichtungen und über Kunst, die dem Ardinghello, Demetri und Tolomei in den Mund gelegt werden, mögen öfter Gegenstand der Besprechung zwischen Heinse, Müller und Kobell gewesen sein, während Klinger durch die Werbung für den russischen Hof Heinse veranlaßt haben mag, seine demokratischen Ansichten ausführlich darzustellen. Aber „einem Tyrannen den Dolch ins Herz ändert allein noch keinen Staat um, wenn er nicht reif zu einer besseren Verfassung ist.“ *)

*) H. s. Schr. I. 210.

Daher läßt er seinen Helden auf die Verwaltung einwirken und dieser benützt seinen Einfluß zu politischen Verbesserungen. — Jedenfalls hatte Heinse hierbei jenen Teil des Agathon im Auge, wo Wieland ein Genie an die Spitze des Staates stellt, der aber mit seinen Plänen vollkommen Fiasko macht. Im Gegenbilde sollten dieselben mindestens zum größten Teil gelingen.

Am eingehendsten verbreitet Heinse sich über die Kunst. Wie Lessing im Laokoon, so sucht er im Ardinghello ihre Grenzen zu ziehen, indem er das Wesen der verschiedenen Kunstzweige entwickelt, den Begriff vom Schönen feststellt und unter Berücksichtigung ihrer Entwickelung den Wert der Malerei und Bildhauerkunst entsprechend würdigt. Nach seiner Ansicht ist die Natur selbst die ewige Regel und ein Künstler muß von ihren Quellen schöpfen, wenn er neue Schönheit und neuen unsterblichen Reiz hervorbringen will. Dadurch tritt er Winckelmann entgegen, dem das Antike höher steht, und will, wie Müller, die Romantik, und wie die Holländer, die Genre- und Landschaftsmalerei berücksichtigt wissen. Heinse wagt hier den genialen Versuch, „die Gegensätze von Natur und Kunst zu versöhnen, die antike Begeisterung für schöne Form mit dem leidenschaftlichen Pathos der Romantik zu vermählen."*) — Es ist ein wesentliches Verdienst von ihm, durch solche Darstellungsweise den Kunstroman begründet zu haben, der seit dieser Zeit eine eigene Art dieser großen Gattung geworden und selbst in

*) Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. J. Scherr. Stuttgart II. 213.

Goethe durch seinen Wilhelm Meister einen Vertreter gefunden hat. — Daß Kunstjünger, die in der Darstellung des Nackten ihre höchste Aufgabe erblicken, auch bacchantische Feste feiern, wie Heinse am Schluß des dritten Teiles schildert, kann nach den vorausgegangenen Erörterungen nicht mehr überraschen.

Ardinghello setzt seine Kunststudien in Rom fort. Fiordimona wird seine neue Geliebte. Mit ihr und den früheren Freunden verlebt er glückliche Tage unter philosophischen Gesprächen und künstlerischen Betrachtungen.

Die günstige Situation im vierten Teil benützt Heinse, den Helden seines Romans auch als Philosophen aufzuführen. Fiordimona ist nicht nur durch die höchsten Reize lieblicher Schönheit, sondern auch durch seltene geistige Vorzüge ausgezeichnet. Sie ist das Ideal Ardinghellos und mit ihr philosophiert er über Ehe und Liebe. Unverheiratet, sagen sie, ist das Weib eine Göttin, wählt die Gesellschaft der verständigsten, schönsten und witzigsten Männer, ihre Kinder der Liebe mit Lust erziehend; im Ehestand eine Sklavin. Unter den drei großen Lichtern der welschen Literatur, Dante, Petrarca und Boccaccio, wird der letztere hervorgehoben, weil er am natürlichsten schrieb. „Was an ihm zu tadeln ist, muß man billig auf Rechnung seines Zeitalters setzen" — ein Satz, der auch bei Heinses Würdigung nicht vergessen werden darf! — In einem großen Dialog entwickelt Heinse seine Ansichten über Staat und Religion. Er will jeden Augenblick benützt wissen, um sich des Daseins zu freuen, und der freieste Gebrauch sinnlicher und geistiger Talente sind ihm die Grundsäulen seines idealen Staates. „Wer aber den reiz-

barsten und innigsten Sinn für die Schönheiten der Natur hat, ihre geheimsten Regungen fühlt, deren Mängel nicht vertragen kann und denselben nach seinen Kräften abhilft, der übt aller Religionen Wahrstes und Heiligstes aus.“ So steigerte Heinse die Wieland-Rousseauschen Ideen.

Außerdem glaubt man bei der Lektüre des vierten Teils eine Kunstgeschichte, aber keinen Roman vor sich zu haben. Die Beschreibungen der Raphaelschen Gemälde im Vatikan sind ein würdiges Seitenstück zu Heinses Düsseldorfer Gemäldebriefen; anschaulich, kurz und prägnant in der Darstellung dürfen sie als Stilmuster für künstlerische Erörterungen gelten. Von gleichem Werte sind jene Urteile, welche Heinse nach unmittelbarer Einwirkung der Objekte über griechisch-römische Plastik gefällt und diesem Teile beigefügt hat. Selbstverständlich überwiegt das Didaktische im unverhältnismäßigen Grade.

Ardinghello wird nun von Rom abberufen. Er widmet seine Kraft der Förderung staatswirtschaftlicher Verhältnisse; da aber die schwankenden Grundsätze des Herzogs und seines Ministers keinen Fortschritt aufkommen lassen und ihm das intriguante Hofleben verleidet ist, zieht er sich auf sein Landgut zurück. Hier besucht ihn Fiordimona, und mit ihr beginnt er zu Neapel und Rom sein früheres abenteuerliches Leben. Er muß wegen Mord abermals flüchten und entflieht nach Griechenland. Daselbst wird auf den glückseligen Inseln mit seinen Freunden und Freundinnen jener ideale Staat gegründet, der für ihre sittlichen Anschauungen die gewünschte Grundlage bildet. Aber dem weitern Plane, der ganzen Regierung der Türken in diesem heiteren Klima ein Ende zu machen und die

Menschheit wieder zu ihrer Würde zu erheben, vereitelte nach seligem Zeitraum — das unerbittliche Schicksal.

Auf solche Weise führte Heinse den Helden und seine Freunde in das Land ihrer Wünsche. Was er und andere seiner Zeit als Stürmer und Dränger geplant hatten, einen Zukunftsstaat anzustreben, in dem Freiheit, Natur und Kunst das Scepter führen, ließ er diesen erreichen. Aber an eine Verwirklichung der Idee, die modernen Zustände nach griechischem Ideal so umzuformen, hat er wohl selbst nicht geglaubt und daraus erklärt sich der fatalistische Schluß des Ganzen.

Die Urteile der Zeitgenossen über Ardinghello sind sehr verschieden gewesen. Während F. H. Jacobi darüber bemerkte, daß ihm auch das herrlichste Schlaraffenleben keine Herrlichkeit sei, sondern ein Greuel, waren Gleim, Maler Müller, J. Müller und Hamann von Heinses Leistung entzückt. Während Boie darin „das Meisterstück der üppigsten Philosophie und Phantasie" findet, und Ardinghello für Körner als ein Pendant zum „Werther" äußerst interessant ist, als „Geist und Kraft im Schwelgen, wie jener im Leiden", haben sich Goethe, Schiller und Herder dagegen ausgesprochen. Goethe las den Ardinghello nach seiner Rückkehr aus Italien, fand sich von demselben aber gerade so abgestoßen, wie von den „Räubern", da „er Sinnlichkeit und abstruse Denkweise durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm." Bezeichnend aber ist es für Goethes seinerzeitigen Ruf immerhin, daß er in Karlsbad selbst für den Verfasser des Ardinghello gehalten wurde.*) — Schiller spricht in seiner Ab-

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I. 177 f.

handlung über naive und sentimentale Dichtung diesem Romane die Wärme, das Gefühl, das Herz ab. Nach ihm bleibt Ardinghello bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karikatur ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde, und Herder nennt ihn eine „Debauche des Geistes".

Wie aber äußerte sich Meister Wieland darüber? Es ist mir nicht gelungen, ein unmittelbares Urteil über seines Schülers größtes Werk zu finden, und auch der Merkur bringt weder eine Anzeige, noch eine Besprechung davon. Jedoch mittelbar kann man mit Heinse selbst vermuten, daß „das alte eitle Kind Wieland, das schon mehrmals über Laidion und Ardinghello geflennt hat", seinen Landsmann (Schiller) zu den Schimpfwörtern „Herz und Karikatur" verleitet haben mag. — Während endlich Stolberg sich besonders gegen die Angriffe auf die Tugend im Ardinghello aufhält, entzücken sich Knebel und seine Schwester, da die Moral eines jeden eigene Sache sei, an den glühenden Bildern des Dichters, und von seiner nächsten Umgebung, von den geistlichen und weltlichen Mitgliedern des kurfürstlichen Hofes zu Mainz und Aschaffenburg erntete Heinse dafür ungeteiltes Lob, wie auch der Roman von mehreren Zeitschriften lobend beurteilt, ja in mehrfacher Beziehung angepriesen wurde.*)

---

*) So in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung 1788. 1. Stück S. 113 ff. und in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" 37. 297 ff. 38. 252 ff. Außerdem ist er besprochen in „Gothaer gelehrte Zeitung" 1788 Stück 19. S. 155. — C. A. Kayser über belletristische Schriftstellerei v. Chr. Albert. Straßburg 1788. S. 883. — Geßners Briefwechsel mit seinem Sohne S. 279.

Die Literarhistoriker gehen mit Heinse wegen des Ardinghello scharf ins Gericht. Julian Schmidt tadelt die doktrinäre Haltung der sinnlichen Schilderungen und hält den Roman für einen Vorboten der Revolution. Kurz spricht sich gegen den losen Faden der Erzählung aus, lobt aber die Ansichten über Kunst, die viel Gutes und Geistreiches enthalten. Ebenso hebt er hervor, daß eine Ausgabe des Ardinghello veranstaltet werden konnte, worin die Bemerkungen über die Kunst einerseits und die zu Grunde liegende Geschichte, — nach ihm den schmutzigsten Produktionen der Franzosen aus der Zeit der Regentschaft und Ludwigs XV. gleich, — selbständig gedruckt wurde. — Gervinus urteilt am strengsten, obwohl er gleich anfangs einräumt, daß Heinse schrieb, wie es das Geschlecht der Stürmer und Dränger verlangte. Er sagt, daß im Ardinghello nichts als rhapsodische Briefe, voll lyrischem Taumel, Naturlaute, wilde, unbestimmte Phrasen seien; zwar habe Heinse richtige Sätze vom Begriff „Schönheit“ aufgestellt, dieselben aber nicht mit Folgerichtigkeit an die Werke der Kunst angelegt. Gervinus gibt zu, daß Sinn, Interesse, Auffassungsgabe, Phantasie und Feuer für die Kunst darin vorleuchten; aber das wäre nur Irrlicht, weil der Cynismus der Kunst Verderben und Untergang sei. Ja selbst das Didaktische des Romans greift er an, da man wissenschaftliche Aufschlüsse nicht von dem erwarte, der nur im Aristoteles „geblättert“ habe, und Staatsweisheit nicht da, wo kein Sinn für das Staatsband ist. — Hettner sieht in Ardinghello eine bunte Reihe von Geniebildern, Betrachtungen und Studien, die in sich keinen andern Zusammenhang haben, als die Willkür

des Verfassers. „Aber die Grundidee", fährt er fort, „das Stürmen und Flammen der Leidenschaften, ist mit rücksichtsloser Energie und mit packender Gewalt ausgesprochen; über den herrlichen Naturschilderungen liegt der leuchtende Farbenzauber der südlichen Sonne, und die eingeschalteten Kunsturteile sind von so feinsinniger Empfindung und von so eindringendem Verständnis, daß dieser Roman, trotz aller seiner künstlerischen Mängel und seiner haltlosen Thorheiten und Überstürzungen nichts destoweniger eine der denkwürdigsten und geistvollsten Schöpfungen der deutschen Literatur ist." — Für Koberstein bleibt Ardinghello „der wilde übersprudelnde Geniedrang in seiner vollen Stärke, aber auch in einer bis dahin noch nicht erhörten Zügellosigkeit." —

Überblickt man diese verschiedenen Urteile, so drängt sich allerdings die Überzeugung auf, daß Ardinghello viele Gegner gefunden hat; es fehlte ihm aber auch nicht an Freunden. Den meisten Anstoß erregen die Schilderungen sinnlicher Scenen und das Hinwegstürmen über die Gesetze der Moral und Sitte. Die Verletzung guter Sitte und der ewig gültigen Gesetze der Moral kann bei keinem Schriftsteller entschuldigt werden. Aber die Anschauungen darüber, wie sie verletzt werden, sind in den verschiedenen Ländern und Zeiten verschieden. Der Italiener, der seinen Ariost und Boccaccio kennt, liest die sinnlichen Schilderungen Heinses ohne Anstand, und dessen Zeitgenossen, welche nach den schlüpfrigen Werken der Franzosen mit beiden Händen griffen, brauchten bei der Lektüre des Ardinghello nicht zu erröten. Ist es des Verfassers Schuld, daß man Handlung und Belehrung im Ardinghello ge-

trennt herausgab und daß heute noch viele von demselben nur die sinnlichen Schilderungen lesen und seine geistreichen didaktischen Ausführungen überschlagen? Denn darin kann ich Gervinus nicht beistimmen, daß die wissenschaftlichen Erörterungen im Ardinghello nur Irrlichter seien, sondern halte mich, besonders in Bezug auf die Beschreibungen der Kunstobjekte, an Hettners vollgültige Besprechung. Jene Beschreibungen werden für immer wertvoll sein und der Roman selbst bleibt eine lebendige Charakteristik der freisinnigen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts, sowie ein unvergängliches Denkmal unserer Sturm- und Drangperiode.

Mit Wielands Werken läßt sich Ardinghello nur im allgemeinen vergleichen. Durch jenen erhielt der deutsche Roman eine idealere Grundlage und inneren Gehalt, durch Heinse wurde er als Rahmen benutzt, um Kunstkritiken und naturphilosophische Lehren an den Mann zu bringen. Wieland läßt durch seine orientalischen oder griechischen Helden die heimatlichen Verhältnisse darstellen; im italienischen Ardinghello spiegelt sich der deutsche Sturm und Drang ab. Der vorherrschend didaktische Charakter vieler Werke Wielands ist auch bei Heinses Roman zu finden, und daraus resultiert naturgemäß schwache Charakterisierung der Personen und allzu lose Verbindung der Handlungen bei beiden Dichtern. In der Behandlung des Sinnlichen ist Wieland naiv und reserviert, Heinse dagegen im Ardinghello offen und frei. In der Handhabung der Sprache sind beide originelle Meister. Sie teilen fast gleichheitlich sich in die Vorzüge und Fehler. Ihre Bilder und Gleichnisse sind neu und treffend; aber von Provinzialismen,

beziehungsweise trivialen Ausdrücken sind sie nicht frei.*) Beide bereichern den Sprachschatz durch Neubildungen, ohne jedoch darin immer ganz glücklich zu sein.**) Die Heinsesche Prosa des Ardinghello übertrifft aber die Wielandsche und weiß sich, namentlich in den Schilderungen und Beschreibungen von übermäßiger Redeseligkeit fernzuhalten, während letzterer wieder sparsamer in der Anwendung von Nebensätzen ist, deren Häufung Heinse den Vorwurf grammatischer Einschachtelung zugezogen haben.

Wie schon angedeutet, haben wir von Wieland weder ein Urteil, noch einen etwaigen Ausspruch über den Ardinghello, über das Hauptwerk seines früheren Schülers. Zwei Gründe lassen sich zur Aufklärung darüber angeben: einmal wäre die Anklage gegen die Tendenz des Werkes zugleich eine solche gegen die seiner eigenen Werke gewesen, und dann mochten die früheren Nergeleien ihn bestimmt haben, seinen Nebenbuhler jetzt ganz zu ignorieren. Wieland hatte sich auch, seitdem noch der Streit mit F. H. Jacobi dazwischen gekommen, nicht mehr um das Schicksal Heinses bekümmert.

Dieses war letzterem jetzt insofern günstig, als er bald nach Vollendung seines Hauptromans eine ständige Anstellung erhielt. Nachdem nämlich Gleims wiederholte Bemühungen, Heinse in Berlin unterzubringen, fehl ge-

*) „Eine gewisse Heiterkeit und Frühlingsrosenröte ging in ihrem (Lucindens) himmlischen Antlitz auf, das sonst ein innerer Gram mit einer melancholischen Leichenblässe überzog, die mir so das Herz zusammenklemmte, daß ich aus der Haut fahren mochte, um dem Engel zu helfen. H. s. Schr. I. 149.

**) „Fraubasengutartigkeit" u. s. w. H. s. Schr. I. 75.

schlagen waren, so führte anderseits die frühere Empfehlung des „lieben Natursohnes" an den Geschichtsschreiber J. Müller zu einem definitiven Resultate. Letzterer wurde Bibliothekar des Kurfürsten zu Mainz*), wohin auch der berühmte Anatom Sömmering**), ein intimer Freund von F. H. Jacobi, berufen war. Den vereinten Bemühungen dieser Männer***) gelang es nun, endlich auch Heinse unterzubringen. „Vor wenigen Tagen," schrieb Müller am 3. Oktober 1786 an Gleim, „haben wir Heinsen zu des Kurfürsten Vorleser gemacht; wenn ich aber anderswohin ginge, würde ich dafür sorgen, daß er mir im Bibliothekariat folgte, welches fester, einträglicher und auch wohl eher seine Sache ist."†) — Und so kam Heinse an den Mainzer Kurhof, zu dem auch Wieland durch Dalberg in Beziehung stand. Besser könnte die Richtung der damaligen Zeit wohl kaum gekennzeichnet werden, als durch diese Berufung: Heinse, der Protestant und Freigeist, der Übersetzer des Petronius, der Verfasser des Ardinghello wird Lektor des ersten katholischen Fürsten Deutschlands, des Erzbischofs von Mainz, und sein Koadjutor Dalberg zählt zu den Freunden Wielands und zu den Bewunderern der Heinseschen Schriften.

---

*) Julian Schmidts Literaturgeschichte I. 214.

**) Samuel Thomas v. Sömmerings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen v. Wagner. I. u. II. Leipzig 1844. (Zitat: W. S.)

***) F. H. Jacobis Briefwechsel I. 406.

†) Körte II. 548.

VIII.

Heinse in Mainz von 1786—1795. — Hildegard.

Am 1. Oktober 1786 übernahm Heinse sein neues Amt als Lektor des Mainzer Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal. Dieser freisinnige Fürst hatte zur Hebung seiner neugegründeten Universität Mainz bedeutende Fachmänner berufen, ohne auf deren Konfession Rücksicht zu nehmen. Außer dem bereits genannten Geschichtsschreiber J. Müller und dem Physiologen und Anatomen Sömmering war auch G. Forster, der bekannte Weltumsegler und Schriftsteller, der Schwiegersohn Heynes, als Professor in Mainz angestellt worden. Seit 1787 befand sich L. F. Huber, ein Freund von Schiller und Körner, als sächsischer Legationssekretär daselbst und bildete mit Forster und dessen ästhetisch gebildeten Gattin Therese bald den Mittelpunkt eines neuen geistigen Lebens in der alten Bischofstadt. Die fortschrittlichen und freien Anschauungen dieser Männer teilte sowohl der Kurfürst, wie sein Koadjutor Dalberg und sein Minister Albini. Zugleich lebten an diesem geistlichen Hofe einflußreiche Damen, unter denen besonders die Frau von Coudenhoven, eine Nichte des Kurfürsten, und die Frau von

Ferette eine große Rolle spielten. Die erstere war es, die Müller und Forster anstellte und des letzteren Gehalt auf 2100 Gulden vermehrte.*)

In diesem Hofkreise, in dem neben der leichten französischen Literatur Wielands Schriften nicht unbekannt waren und hoher Sinn für die schönen Künste herrschte, las Heinse seinen Ardinghello vor.**) Welch' ein Bild der Freiheit und Toleranz! Die Höfe zu Weimar, Kassel und Münster konnten solche nicht aufweisen. Und wie wurde Ardinghello aufgenommen? Der Umstand, daß der Kurfürst den Verfasser bald darauf zu seinem Bibliothekar und zum Hofrat ernannte und daß Heinse diese Stellen bis zu seinem Tode begleitete, ist Beweis genug dafür, daß man mit seinen Ausführungen einverstanden war. Auch die genannten Gelehrten und Freunde zollten ihren Beifall.

Die Mainzer, wie man diesen Gelehrtenkreis füglich nennen kann, wirkten anregend unter sich und suchten auch bald nach außen reformierend aufzutreten. Für engere Kreise hielt Heinse Vorträge über Ästhetik. Sömmering wußte seine anatomischen Zeichnungen durch Erläuterungen interessant zu machen; besonders fühlte sich Heinse zu physiologischen Studien hingezogen und wurde bald Sömmerings intimster Freund. J. Müller erregte durch das Buch „vom Fürstenbund" allgemeines Aufsehen und Forster machte sich durch seine „Geschichte der Entdeckungen in der Südsee" berühmt. Es war mit sol-

*) W. S. II. 102.
**) W. S. II. 48.

chen Männern gut verkehren, und der geheime Kabinetsrat Georg von Hinüber rühmt noch 1802 die „glückliche Zeit des Zusammenseins in Mainz mit Sömmering, Heinse und Forster".*)

Gar bald wurden sie aber auch ihrer Kräfte sich bewußt. „Schon längst wünschte ich", schreibt Sömmering an Heyne in Göttingen**), „eine Erweiterung der gelehrten Anzeigen, um die Jenaer ein wenig zu kontrollieren. Ich hatte die Idee, eine solche Zeitung zu Mainz ganz im Großen mit Heinse und Forster anzufangen; die günstige Lage, die Postfreiheit, die Zugänglichkeit der Literatur, Verbindungen mit England, Frankreich, Holland, Italien würde manches haben früher liefern lassen. Aber schon damals hinderte uns Forsters unbändiger, keine Grenzen und Mäßigung kennender Demokratismus. Huber gab seine Zustimmung. Müller versprach, seine Gutachten über Staatsschriften zu geben. Wir wollten den unerträglichen Anmaßungen der Jenaer einen Damm entgegensetzen. Wie schön! Heinse und Forster als Bibliothekare! Beide hatten treffliche Einfälle über zu machende Einrichtungen."

Leider kam dieser Plan, welcher zur Förderung der deutschen Literatur so gut entworfen war, nicht zur Ausführung. Der Grund dafür lag in den Charaktereigentümlichkeiten der beiden dazu geeigenschafteten Hauptpersönlichkeiten. Forster vertiefte sich immer mehr in die politischen Zeitverhältnisse und verlor bei seinem Univer-

---

*) W. S. II. 93.
**) W. S. II. 94.

salismus gar bald die Lust, sich in die kleinlichen, literarischen Händel zu mischen. Heinse aber spielte den Sonderling und saß den ganzen Tag in des Kurfürsten Privatbibliothek, wo er sich mit deren Ordnung, mit der Herstellung eines Katalogs und mit der Berichtigung der „zweimalhundert Druckfehler“ beschäftigte, die ihm seinen Ardinghello so sehr verleideten, daß er davon nichts mehr hören und sehen mochte.*) Auch die absprechenden Urteile der Weimarer darüber hatten ihn verstimmt, und seine pekuniären Verhältnisse mochten ihn noch weniger zur Mitgründung einer neuen Zeitschrift aneifern.

Die ersten Klagen über diese beiden letztgenannten Verhältnisse sendete er seinem Freunde F. H. Jacobi. Es sind mir leider diese Briefe nicht zur Hand gekommen, und ich zweifle, ob dieselben überhaupt noch existieren. Aber aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi **) läßt sich manches entnehmen. „Heinsius muß ein vollkommener Narr sein“, schreibt Jacobi an Goethe. „Er hat mir drei Briefe hintereinander geschrieben, als wenn ihm das Schwert des Hungertodes an der Kehle sägte. Hierauf ein Danksagungsschreiben, worin er auf eine feine Weise zu verstehen giebt, daß ihr alle dort (in Weimar) Schurken wäret und sich ausbittet, ich möchte ihn mit seiner Kunst nach Düsseldorf einladen, wo wir andere Leute wären.“ Allein F. H. Jacobi schätzte seine Weimarer Freunde, besonders Goethe, viel

*) Körte II. 555 u. 562.

**) Leipzig 1846. Siehe die Briefe vom 2. und 15. Februar 1879. 1789 S. 120 ff.

zu hoch, als daß er sich durch Heinse und seinen Ardinghello, der ihm ohnedies nicht ansprach, gegen dieselben hätte einnehmen lassen. Es scheint vielmehr, daß er solche Ausfälle von Heinse übel aufnahm. Wenigstens klingt es wie ein kleiner Vorwurf, wenn er einige Monate später an Sömmering schrieb*): „Wenn Sie etwas für's Museum liefern, so werde ich es als einen Beweis Ihrer Freundschaft ansehen. Wegen Heinse geben Sie sich keine Mühe; denn erstlich wird es nichts helfen und anderteils möchte ich auch nicht einmal, daß es etwas hülfe; ich will keinen Gefallen von ihm, den er sich nicht selbst thut."

Bei Hof war Heinse gern gesehen. Der Kurfürst liebte, wie König erzählt**), besonders die sogenannten kleinen Abende, die von dem strengen Zeremoniell befreit waren und bei welchen der liberale Herr sich in Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten besser gefiel als im Beisein des alten steifen Adels. Heinse mußte ihm namentlich französische Werke vorlesen, aber nicht etwa nur die Henriade, sondern auch die Erzählungen und die Lieder des Grécourt, ja selbst den Roman „Les amours de Faublas", obwohl der Verfasser desselben, Louvet de Couvray, Konventsmitglied war. Er soll seinem Lektor für dessen Ardinghello ein Geldgeschenk gemacht und ihn wegen seiner schönen Schreibweise ge-

---

*) W. S. I. 44. Brief F. H. Jacobis an Sömmering vom 8. Juni 1789.

**) Vergleiche: „Die Klubisten in Mainz" von H. König. III. Leipzig, Brockhaus 1857.

lobt haben. Auch eigene Sujets zu Gedichten habe der Fürst Heinse vorgelegt und mit Vorliebe solche, wie „für den alten Wieland: hübsch erotisch und dabei ironisch." — Wer kann es unter solchen Umständen dem Dichter verargen, wenn er auch demgemäß schrieb? —

Nicht so gut, wie mit dem Hofe, stand Heinse zu dem Forsterschen Kreise. Schon von Anfang an zeigte er für die universellen und politischen Ideen des Weltumseglers weniger Interesse, als für Sömmerings naturwissenschaftlichen und anatomischen Forschungen. Daher wich er demselben aus und machte es Forster unmöglich, an ihn zu kommen. Zuletzt nannte dieser Heinse einen „ledernen Egoisten"*), und Huber bemerkte von ihm, daß er immer nur an einer Stelle brenne, „außer dieser ist's Eiskälte".**)

Die politischen und kriegerischen Ereignisse des Jahres 1792 brachten für Mainz große Veränderungen. Der Kurfürst floh nach Erfurt und die Stadt selbst wurde am 21. Oktober durch Custine eingenommen. Zugleich setzte man eine republikanische Regierung nach französischem Muster ein, bei der Forster in hervorragender Weise thätig war. Die übrigen von den genannten Gelehrten nahmen keinen Anteil daran; denn Müller wurde nach Wien berufen,***) Sömmering†) und Huber††) siedel-

*) Vergleiche das Gespräch, das König in seinem Romane: „Die Klubisten von Maiz", Goethe und Forster über Heinse in den Mund legt.

**) Julian Schmidts Literaturgeschichte 263.

***) Körte II. 573.

†) W. S. II. 95.

††) Sanders Literaturgeschichte 127.

ten nach Frankfurt über und Heinse ging zu seinen Freunden nach Düsseldorf.*) Auch Frau von Coudenhoven war dahin geflüchtet. — Goethe folgte dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne, besuchte zu Pempelfort ebenfalls F. H. Jacobi und hielt sich in Gesellschaft von Dohm und Heinse drei Wochen zu Düsseldorf auf.**) Daß die Genannten sich während dieser Zeit nur mit den Tagesereignissen beschäftigten, ist kaum anzunehmen, denn kein Brief von ihnen enthält so lebhafte Äußerungen über die politischen Bewegungen damaliger Zeit, wie der Wielandsche Merkur oder die Muse des alten Vaters Gleim. Für Goethe und Heinse mögen vielmehr die Erinnerungen an die italienischen Reisen weit mehr Stoff zur Besprechung geboten haben, als die in ihrer unmittelbaren Nähe sich abspielende Staatsumwälzung.

Als Mainz im nächsten Jahre durch die Preußen wieder zurückerobert wurde, kehrte Heinse als der einzige von der früheren Gelehrten-Gesellschaft dorthin zurück und setzte die Ordnung der glücklicherweise größtentheils geretteten kurfürstlichen Bibliothek fort. Forster mußte sich als die Seele der Mainzer republikanischen Partei nach Frankreich flüchten und erlag dort der Revolution, während Huber, der seine Stelle als Legationssekretär aufgegeben hatte, in die französische Schweiz ging, um daselbst die Sorge für des Freundes bedrängte Familie zu übernehmen. Da auch der Hof seinen Aufenthalt häufig anders-

---

*) H. s. Schr. IX. 251.

**) Am 31. Dezember 1792 schickte Goethe durch Jacobi Grüße an Nesselrode, Dohm, Coudenhoven und Heinse.

wohin verlegte, so saß Heinse meistens einsam in den Bibliotheksälen. Das Studium des Aristoteles und die Vollendung seines zweiten Kunstromans bildeten seine Hauptbeschäftigung.

Es ruhte wiederum die Korrespondenz, ausgenommen mit Freund Sömmering zu Frankfurt, so daß Gleim darüber klagte*): „Lebt man, so muß man Zeichen seines Lebens von sich geben", und F. H. Jacobi bei Sömmering anfragte**): „Wo ist Heinse? Was treibt er? Ich habe vor meiner Auswanderung (von Düsseldorf nach Wandsbeck) so oft an ihn schreiben wollen; aber das ganze Jahr 94 war ein Jahr von Unruhe und Angst." — Ebensowenig wußte Heinse, daß er um diese Zeit von Körner zum Mitarbeiter für die Horen vorgeschlagen worden war***) und daß man ihm Schriften zuschrieb, die nicht von ihm herrührten.

Solches war der Fall bei der 1794 erschienenen „Fiormona".†) Man möchte allerdings Heinse nach dem ersten Einblick für den Verfasser halten und selbst F. H. Jacobi hat solches gethan.††) Allein äußere und innere Gründe sprechen dagegen.

Der Inhalt ist sehr einfach. Karl, ein deutscher Kunstjünger, verliebt sich in Fiormona. Als vornehme Neapolitanerin mit den freiesten Ansichten schwärmt sie

*) Körte II. 577.

**) W. S. I. 47.

***) Briefwechsel zwischen Körner und Schiller. Neue Ausgabe II. 103.

†) Fiormona oder Briefe aus Italien. Berlin bei Nauck 1794.

††) W. S. I. 49.

für Vereinigung mit ihm, aber ohne Fesseln der Ehe. Beide genießen die Liebesfreuden; aber zuletzt giebt Fiormona, der Würde ihres Standes gemäß, doch einem andern die Hand, während der mit philosophischen Reflexionen abgefertigte Liebling von einem früheren Nebenbuhler ermordet wird. — Der Roman, wenn eine Reihe Briefe so genannt werden dürfen, spielt im Frühlinge 1788 in und bei Neapel und ist mit einem kurzen Vorberichte und einer Schlußbemerkung des Herausgebers versehen.

Zunächst wäre kein Grund dafür einzusehen, warum Heinse in dem Vorberichte seine bekannten Verhältnisse falsch angegeben hätte, denn weder studierte er, wie es dort vom Verfasser heißt, von 1785 bis 1786 in Göttingen, noch besaß er ein anständiges Vermögen, noch war er 1787 in Italien. Ferner hat Heinse außer mit F. H. Jacobi und Gleim keinen weiteren Briefwechsel aus Italien unterhalten. Es konnte daher ein solcher auch nicht veröffentlicht werden. Da derselbe selbstverständlich nur fingiert wäre, so müßte Heinse den Roman nach seinem Ardinghello geschrieben haben. Allein er gehörte nicht zu den schnellen Arbeitern, am wenigsten zu jenen, welche ohne äußeren Anlaß die Feder ergreifen. Ein solcher war nicht gegeben und so läßt sich kaum annehmen, daß Heinse zwischen seinem Ardinghello und seiner Hildegard einen dritten Roman schrieb, da er ohnedies seine Neapolitanischen Erfahrungen in diese beiden Werke verflocht. Endlich sprechen Stil und Satzbau, sowie verschiedene Ausdrucksweisen*) darin gegen Heinses Autorschaft.

*) „Orion tauchte seine Stahlenschulter ins Meer“ (1); „die mehresten lassen ihre Gläser am Vorurteil anlaufen“ (10);

Die formellen Umstände wären sonach nicht dazu angethan, Heinse für den Verfasser der Fiormona zu halten; noch weniger sind es die inneren.

Der Held des Romans ist eine äußerst schwache Figur. Er genießt, was ihm Fiormona anbietet. Sie regiert dessen ganze Handlungsweise, so daß dieser die Gefahren flieht oder sich denselben preisgiebt, ganz nach ihrem Wunsche. Ohne Widerrede trennt er sich von der Geliebten, als diese es für gut findet, eine Konvenienzheirat einzugehen, vollzieht noch deren Befehl, eine unglückliche Freundin in Sicherheit zu bringen und empfängt bei dieser Gelegenheit ruhig den tödlichen Stoß des von ihm immer freundlich behandelten und sogar vom Tode erretteten Nebenbuhlers. Heinse, der kurz vorher die Heldenfigur des stürmenden Ardinghello geschaffen, konnte unmöglich einen solchen sentimentalen, kraftlosen Charakter schildern. — Fiormona gleicht ihrem Namen nach und wegen ihrer freien Ansichten zum Teil der Heinseschen Fiordimona, allein sie ist als weiblicher Charakter mehr abstoßend als anziehend; für den Geliebten ein Opfer zu bringen, wie jene gethan, dazu ist, sie nicht fähig und die Kraft ihrer Überzeugung von freier Vereinigung bricht, sobald dieselbe zur That werden soll. — Die eingeflochtenen Nebenumstände sind gesucht und matt, die Schilde-

---

„Wen solche starke Großheit nicht ergreift, dem ist jede gefühlige Nerve durchgeschnitten“ (58); „Welch' ein ewig blühendes Enna!“ (62); „Da hättest du den Eifer sehen sollen, wie ich ihn an die bockslederne Seele faßte und den Schlauch zusammendrückte. Er kreischte laut auf und meinte, das hieße die heilige Justiz verschimpfieren.“ (166.)

rungen ohne Feuer, die Reflexionen ohne Gründlichkeit. Das Ganze ist in einem viel zu ruhigen und schmiegsamen Tone geschrieben, als daß man ihn von dem Verfasser des über alle gesellschaftlichen und sittlichen Gesetze hinwegstürmenden Ardinghello erwarten könnte.

Es könnten sonach nur die Anonymität des Buches*), ferner der Umstand, daß es Briefe aus Italien waren und die Lust, freie sinnliche Schilderungen Heinse zuzuschreiben, die Veranlassung gegeben haben, daß Fiormona unter seinem Namen ging. Laube nennt nun als Verfasser derselben einen gewissen Meyer aus Bramstedt, einen Freund Schröders. Zugleich setzt Laube dazu: „Fiormona ist auch schwächer und unreiner, als der verwandte Ardinghello".**) Dazu hätte er aber den Begriff „unreiner" präziser dahin fassen sollen, ob er damit die Tendenz oder die Schreibweise dieses Werkchens verstanden wissen will; denn sonst läßt sich über dieses Urteil streiten.

In demselben Jahre (1794), in welchem Fiormona erschienen war, vollendete Heinse seinen zweiten Kunstroman, Hildegard von Hohenthal***), in welchem er die Musik zum Gegenstande seiner Untersuchung wählte, wie die bildenden Künste im Ardinghello. Von Jugend auf hatte er Musik geübt, und diese edle Kunst war die treue Begleiterin durch sein bewegtes Leben geblieben. Sie war auch jener Kunstzweig, den der Dichter immer praktisch verwerthete,

---

*) Die Heinseschen Schriften erschienen, mit Ausnahme seiner Sinngedichte, alle anonym.

**) H. s. Schr. Einleitung 86

***) Hildegard von Hohenthal. Berlin 1795. 96. 2 Bände. Neue Ausgabe: Berlin 1804. 3 Teile.

indem er schon auf dem Gymnasium Präfekt des Singchors war*) und zu Erfurt in einem Nonnenkloster die Orgel gespielt und Klavierunterricht gegeben hatte.**) Außerdem spielte er Flöte und Violine, und war besonders ein gründlicher Kenner der Harmonie- und Kompositionslehre, sowie der neuesten Opern- und Kirchenmusik seiner Zeit. Was er nun zunächst während seines Aufenthaltes in Italien auf dem Gebiete der Musik gehört, später ausführte und studierte, legte er jetzt in seinem neuen Roman nieder und kleidete diese Darstellungen folgendermaßen ein.

Lockmann, der junge Kapellmeister eines Fürsten am Rhein, kehrt von einer Kunstreise aus Neapel zurück und führt für seinen musikliebenden Gönner die besten Werke deutscher und italienischer Meister auf. In der Nähe des fürstlichen Schlosses, wo der Hof Landaufenthalt nimmt, wohnt die angesehene Familie des seligen Herrn von Hohenthal. Hildegard, die schöne und musikalisch gründlich gebildete Tochter des Hauses, wird durch den Fürsten selbst dem Kapellmeister vorgestellt, als er gerade mit seinem Freunde Reinhold (Sömmering) ein lebhaftes Gespräch über italienische Kastraten führte. Als leidenschaftliche Musikliebhaberin hört Hildegard mit Interesse diesen Ausführungen zu, beteiligt sich hierauf selbst an den Aufführungen der klassischen Meisterwerke und läßt Lockmann auch in ihre Familie einführen, wo nun fleißig musiziert und philosophiert wird, da auch Mutter und Bruder derselben sehr gebildet und kunstverständig sind.

---

†) Archiv für Literaturgeschichte X. 377.

††) Daselbst 376.

Es ist leicht begreiflich, daß der junge Kapellmeister bald eine heftige Leidenschaft zu Hildegard faßt, die ihn aber ebenso gut in den richtigen Schranken zu halten weiß, wie sie es versteht, den Werbungen der Höflinge und den Nachstellungen des fürstlichen Prinzen zu entgehen.

Die auf solche Weise geschaffenen Situationen geben Heinse vielfache Gelegenheit, verschiedene Tonstücke italienischer und deutscher Meister ebenso eingehend zu besprechen, als treffend zu charakterisieren. Er vergleicht unter andern das Miserere von Allegri mit dem von Leo und nennt ersteres Traube, letzteres Wein. Er erklärt Text und Musik des „Messias" von Händel, dessen Melodie und Darstellung, wie Heinse sagt, immer den herzlichen deutschen Charakter zeigen. Er erläutert die Komposition vom „letzten Abendmahl" des Palestrina, welches Heinse in der Peterskirche zu Rom aufführen hörte und dessen verschieden ineinander greifende Chöre das Geheimnisvolle der Handlung, sowie die Gefühle gläubiger Christen so vortrefflich darstellen. Er bespricht eine Reihe Opern mit italienischem und französischem Texte von Piccini 'und Majo und zieht geistreiche Vergleiche zwischen der „Armida" von Jomelli und Gluck, von Traëtta und Salieri. Die Einwirkung Händels auf Gluck wird an geeigneter Stelle nachgewiesen und des letzteren Verdienst als großen Bahnbrechers für die deutsche Oper im richtigen Maße gewürdigt. Der Kenner staunt über die Fülle gelehrter Bemerkungen, die Heinse hier niedergelegt hat, seien es die Andeutungen über die physiologischen Anforderungen an einen Sänger oder physikalisch-mathematische Untersuchungen über die Natur der Töne, — seien es Mit-

teilungen über die Musik-Geschichte oder Vorschläge zur Reform unserer Konzerte. Aber gerade wegen der Fülle der musikalischen Erörterungen steht das didaktische Element des Romans auch wieder zu sehr in dem Vordergrunde und die Lektüre kann nur für denjenigen genußreich sein, der mit der notwendigen musikalischen Bildung an sie herantritt.*) Für diesen ist sie dann aber auch ungemein anziehend.

Lockmann setzt ferner nicht nur die Musikaufführungen fort, sondern komponiert selbst eine für Hildegards Stimme besonders geeignete Oper: „Achilles in Sciro nach einem Gedicht von Metastasio.“ Dafür empfängt er zwar die größten Lobsprüche und Auszeichnungen vom Hof sowohl wie von der Familie Hohenthal, allein seinen Hauptzweck, Hildegard für sich zu gewinnen, erreicht er nicht. Diese reist vielmehr, um allen Nachstellungen zu entgehen, nach Italien, tritt in Rom als Sänger Passionei auf und erringt mit Lockmanns neuer Oper die größten Erfolge. Ein englischer Lord, ihr Geschlecht erkennend, entführt sie nach Neapel, und hier feiern beide zu derselben Zeit ihre Vermählung, als Lockmann in Rom eintrifft. Er erfährt das verwegene Spiel Hildegards von Eugenia, der schönen und kunstliebenden Schwester eines römischen Bankiers. Mit ihr reist Lockmann nach Neapel, reicht aber dort, da er Hildegard bereits vermählt findet, der liebgewonnenen Eugenia seine Hand.

Heinse setzt im zweiten Teil seine Erklärungen über musikalische Kunstwerke fort und würdigt namentlich die

*) Siehe darüber Heinses Bemerkung selbst W. S. I. 355 f.

neueren Opern von Gluck. Er bespricht von ihm Orpheus und Euridice, die beiden Iphigenien*) und seine Alceste. Als dieses letztgenannte Werk am 18. Januar 1796 im großen Operntheater zu Berlin aufgeführt wurde, hatte man Heinses Beurteilung bei den Proben mit der Musik verglichen und sie durchaus richtig befunden.**) Es werden seine Sätze über diese Werke überhaupt dauernden Wert behalten, wie seine Voraussagung, daß auf Grund der Gluckschen Opern sich eine Revolution in der dramatischen Musik vollziehen würde, durch Richard Wagners Werke sich bewahrheitete. Man möchte fast sicher vermuten, daß sich Heinse selbst in der Komposition versuchte, indem er zu dem Melodrama des Metastasio, dieses musikalischen Poeten, Melodien und Harmonien schrieb. Wie hätte er sonst eine mit so großer Wärme ausgeführte Erklärung des „Achille in Sciro"***) verfassen können? —

In Lockmann spiegelt sich der musikalische Heinse wieder, wie der stürmende nnd drängende im Ardinghello. Man erkennt darin den Erfurter Studenten, der bei den Nonnen die Orgel spielt, den Quedlinburger Hauslehrer, der seiner Gebieterin die Opern des „göttlichen Metastasio" erklärt und den Mainzer Lektor, der zugleich Musikintendant gewesen ist. Man erkennt aber auch die innere Natur des Dichters, die es leider nicht unterlassen konnte, die schärfsten Gegensätze zu zeichnen und neben tiefgefühlten

---

*) Iphigenie in Aulis wurde auch im „Deutschen Merkur" für 1776 I. 260 besprochen.

**) W. S. I. 358.

***) H. s. Schr. IV. 184 ff.

und erhebenden Situationen die schalk- und faunenhaftesten Scenen zu setzen. — Hildegard ist ein gut angelegter Charakter, aber psycholochisch befriedigt es nicht, daß sie der Verfasser immer wieder in neue und größere Gefahren der Verführung bringt. So frisch die Verlegung der letzten Situationen nach Italien wirkt, so matt zeigt sich die unerwartete und gesuchte Lösung des Knotens, die bei einer weniger sorglosen Behandlung eine so glückliche hätte werden können.

Die Beurteilung dieses Romans von Seite der Zeitgenossen war wieder eine verschiedene.*) Während der Kurfürst das Buch schön und vortrefflich geschrieben fand**) und der Koadjutor Dalberg dem Verfasser brieflich die größten Lobsprüche spendete***), indem er schrieb, daß ihm kein Werk bekannt sei, in welchem tiefere Blicke mit einer so glühenden Darstellung vereinigt wären, bemerkte Schiller in einem Briefe an Goethe†), daß Heinses musikalischer Roman als das wichtigste Werk der neuen deutschen Literatur weitläufig beurteilt, aber sehr getadelt sei, was ihn (Schiller) ordentlich verdrieße, da eine Dummheit weniger zu rügen wäre. Wieland schwieg abermals. Für ihn und seinen Merkur (in diesem findet sich der

---

*) Vergleiche neue allgemeine deutsche Bibliothek Bd. 25. Stück 1, S. 268; Bd. 29. Stück 2, S. 518 f.; Bd. 31. Stück 1, S. 183 f. — Erlanger gelehrte Zeitung 1796 S. 381 f. 1797 S. 60 f. — Tübinger gelehrte Zeitung 1796 S. 694 f. u. S. 744 f. (S. 421 f.) — Pröhle S. 142, 156, 164. — Hettner X. 24.

**) W. S. I. 356.

***) W. S. I. 358 und 367.

†) Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller II. 5 und 16.

Name Heinse seit 1790 nur einmal von Gleim genannt) existierten weder Heinse, noch dessen Werke. Allerdings hatte letzterer sich auch durch die Hildegard im Verhältnis zu den Wielandschen Werken ganz auf eigene Füße gestellt, indem er die Handlung aus der unmittelbarsten Nähe und Gegenwart nahm und ein Kunstgebiet beschritt, auf dem Wieland fremd war.

Gervinus verurteilt die Komposition und Tendenz des Romans, weil das Sinnliche darin noch mehr als bei Wieland Sache des nüchternen Kopfes sei. — Julian Schmidt vermißt an demselben jeden poetischen Hauch und findet darin den ordinärsten Materialismus, der sich unter dem Aushängeschild der Klugheit und Tugend brüste. Ich halte dieses Urteil für zu hart und dessen Richtigkeit als schwer erweisbar. — Kurz betont mit Recht Heinses Sorglosigkeit bei der Einschaltung der Betrachtungen über die Musik, indem er annimmt, Heinse habe seine handschriftlichen Notizen, die er in Italien niedergeschrieben, nicht einmal mehr überarbeitet, sondern ganz so mitgeteilt, wie er sie zur Zeit hinwarf, um dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen.*) Er nennt solche daher zwar geistreich und anregend, aber formlos. In manchen Fällen muß man dieses zugeben; hätte Heinse seine eminenten Kenntnisse in der Musik mit größerer Sorgfalt in die Erzählung verwebt und letzterer eine weniger gesuchte Lösung gegeben, so wäre seine Hildegard meisterhaft geworden; jetzt teilt

---

*) Reißmann schreibt dieses Urteil fast wörtlich nach. Siehe: „Musikalisches Konversationslexikon von H. Mendel.“ Berlin 1875. S. 180.

sie die Mängel von „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren“. Immerhin aber bleibt sie ein glänzendes Zeugnis für das Kunstverständnis ihres Verfassers und ein interessantes Kulturbild des vorigen Jahrhunderts.

Die kriegerischen Ereignisse, welche den Mainzer Kurhof in beständiger Aufregung hielten und auch Heinse nicht zur Ruhe kommen ließen, dauerten fort. Durch den Frieden zu Basel am 5. April 1795 wurde den Franzosen das linke Rheinufer preisgegeben und der Rhein als natürliche Grenze Frankreich festgesetzt. Da sich die Preußen nach diesem Friedensschluß zurückzogen, so war vorauszusehen, daß Mainz trotz der Streitkräfte Österreichs und Süddeutschlands bald wieder den Feinden in die Hände fallen würde. Der Kurfürst mußte daher seine Residenz abermals verlassen und seinen Regierungssitz verlegen. Heinses Aufgabe aber war, die ihm anvertraute Bibliothek zu retten; er flüchtete mit derselben an den kurfürstlichen Hof nach Aschaffenburg.

IX.

Heinse in Aschaffenburg von 1795—1803. — Anastasia.

Von der Mitte des Jahres 1795 an hatte Heinse seinen ständigen Aufenthalt zu Aschaffenburg genommen. Auch er fühlte die Not der schweren Kriegszeit und doch ließ sein heiterer Sinn ihn dieselbe leichter ertragen als andere. Der Kurfürst blieb ihm nach wie vor gewogen und Heinse wohnte zu Aschaffenburg im Schlosse*), in unmittelbarster Nähe des Fürsten. Ja, er hatte in mancher Hinsicht sogar Einfluß auf die Entschließungen des hohen Herrn.

Da der letztere über Forsters Verhalten zur Zeit der Mainzer Revolution sehr aufgebracht war, ergaben sich bei der Regelung seiner Verhältnisse verschiedene Schwierigkeiten. Um diese zu beseitigen, wendete sich Forsters Schwiegervater Heyne an Sömmering, der denselben an

---

*) W. S. I. 354 und Dr. L. Herrmanns Mitteilung im Feuilleton der Norddeutschen allgemeinen Zeitung vom 19. u. 20. November 1880.

die Gräfin von Coudenhoven wies, bemerkend*), daß nur diese allein Eminentissimo etwas davon sagen könne, da er selbst gegen Heinse, den er doch so äußerst gern habe, sich sehr hart über diese Sache ausließ. Allein Heinse behielt die Sache im Auge, überreichte dem Kurfürsten wiederholt einen darauf bezüglichen Brief und als dessen Zorn abermals losbrach, bemerkte er: „Forsters Kinder sind unschuldig, sowie sein Schwiegervater, einer der gelehrtesten Männer Deutschlands.“ Darauf besänftigte sich der Kurfürst, und Heinse fuhr fort: „Wenigstens in Rücksicht dessen sollte man der Sache ein Ende machen“, was bald darauf auch geschah.**)

Zugleich wußte Heinse den Kurfürsten sowohl, wie den ganzen Hof für seine Schriften und für seines Freundes Sömmering anatomische Zeichnungen zu interessieren, da er es verstand, dieselben gut zu erklären. Im Beisein der Gräfin von Kesselstadt und der Frau von Pfürdt zeigte er dem geistlichen Fürsten solche Zeichnungen, welche die Generation darstellten, und sie wurden bewundert und gepriesen.***) — Die Heinseschen Romane las man mit Vorliebe am Hofe†), und Dalberg bedauerte nur, daß „Hildegard“ nicht umfangreicher geworden sei. — Solche Thatsachen muß man kennen, um Heinses Schriften richtig beurteilen zu können, da er mehr als ein anderer Dichter das Kind seiner Zeit und seiner Umgebung war. Wenn

*) W. S. II. 102.
**) W. S. I. 359.
***) W. S. 1. 357.
†) W. S. II. 101.

dem protestantischen Dichter von den höchsten katholischen geistlichen Würdenträgern solches Lob gespendet wurde, dann konnte er sich über die Ausfälle des Sittenpredigers Stolberg beruhigen, der seine Freunde in Oldenburg bat, das Büchlein (Hildegard) zu verbrennen, wenn ihnen an der Tugend ihrer Schwestern, Weiber und Kinder etwas gelegen sei.*)

Als die Kriegswogen Ende des Jahres 1795 wieder höher gingen, flüchtete Heinse hinter seine Bücher. „Mein Hauptvergnügen und fast meine einzige Gesellschaft ist jetzt Aristoteles", schrieb er seinem Freunde Sömmering.**) Dieser hatte ihn nämlich durch die Entdeckung des „Sensoriums commune", für welche sich Heinse ungemein interessierte, auf den alten Philosophen hingewiesen***) und eine Menge von Briefen zeigen, wie er sich in dieses Studium vertiefte.†) Zugleich waren ihm auch die übrigen Schriften seines gelehrten Freundes Gegenstand eingehendster Betrachtung, und nicht weniger schenkte er den Fortschritten der Kantschen Philosophie, sowie der Tagesliteratur seine Aufmerksamkeit. „Romanorum prudentia in finiendis bellis, ist recht ein Wort zu seiner Zeit", schreibt er an Sömmering. „Es liegt eine bewundernswürdige philosophische Kenntnis der römischen Geschichte darin, und vortreffliche Anwendung auf die gegenwärtigen Begebenheiten. Es freut mich allemal doppelt und dreifach,

---

*) Aus Hillebrandts deutscher Nationalliteratur.

**) W. S. II. 101.

***) Heinse nennt Aristoteles den größten Original-Obsnieder (Aufschneider) (?) der ganzen Natur. W. S. II. 101.

†) W. S. I. 353 ff.

wenn ich etwas von unsern deutschen Gelehrten lese, das ich sie von Herzen loben kann.“*)

Warum schwieg er aber fast vollständig von den Werken seines alten Meisters Wieland?**) Dieser hatte, seitdem sein Oberon erschienen war, die Abderiten vollendet (1781) und namentlich im letzten Theile derselben Witz und Laune, feine Menschenkenntnis und satirische Kraft bekundet. Sollten diese Vorzüge Heinse nicht wieder für den alten Meister begeistert haben? Wielands Clelia und Sinibald (1784) ist eine Novelle mit prächtiger Schürzung des Knotens, aber mit willkürlicher Lösung desselben und mit einem schwärmerischen, sinnlichen und doch züchtigen Helden, so daß man fragen möchte: Hat Heinse sich Wielands Vorgehen zum Muster genommen, als er Hildegard schrieb? Wieland gab (1791) die „geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus“ heraus und ließ seine „Göttergespräche“ erscheinen, zwei Werke, die auf das Studium des Lucian zurückzuführen sind. Warum lesen wir von Heinse, welcher in der Jugend die Idee hatte, selbst der deutsche Lucian zu werden, keine Äußerung darüber? — Ich glaube nicht, daß ihm der alte Meister so ganz gleichgültig geworden ist; aber ich vermute, daß die erstarkte Kraft des Schülers sich vollkommen frei bewegen wollte und daß er durch seine Kunst- und Naturstudien auf ein solches Gebiet kam, auf welchem er seinem

---

*) W. S. I. 355.

**) H. s. Schr. III. 218 zählt er die Werke der Bibliothek Hildegards auf und darunter Wielands Agathon, Musarion und andere Gedichte.

früheren Lehrer nicht mehr begegnete. Heinse lebte aber auch in der Meinung, Wieland sei mitschuldig, daß man seinen Schriften von Weimar aus so feindselig entgegentrete, in welcher Meinung ihn der Buchhändler Sander erhielt*), und diese Meinung verstimmte ihn besonders gegen seinen früheren Lehrer.

In dem Briefe vom 16. April 1796**) setzte er dem Freunde Sömmering die Sache auseinander. Schiller äußerte zuerst eine ungewöhnliche Hochschätzung für den Ardinghello. Nun erschien die Hildegard und darin eine Reihe von Sätzen über Poesie, Malerei und Musik, die in Weimar als Anspielung und Spott aufgefaßt wurden. Namentlich habe Schiller den Satz: „Kanonenstücke und Staatsaktionen kann manches Publikum besser fassen, als einen „Tartüffe" oder „Misanthrop"***) auf seinen Fiesko und Don Carlos bezogen und nun ließ sich derselbe in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung dahin aus, daß Ardinghello nur eine sinnliche Karikatur sei und ohne Herz. „Das alte eitle Kind Wieland", fährt Heinse fort, „das schon mehrmals über Laidion und Ardinghello geflennt hat, mag alsdann seinen Landsmann noch zu den bloßen Schimpfwörtern Herz und Karikatur verleitet haben. In dessen Sinn ist Karikatur nichts anders, als daß zu viel Kunst-

---

*) Siehe Originalbrief v. 27. März 1797. W. S. I. 358 f. Sander, sagt Wagner, schreibt den nicht entsprechenden Erfolg von Heinses neuen Werken dem Druck zu, welchen die Weimarer Sekte ausübt.

**) W. S. I. 361 f.

***) H. s. W. III. 165 f.

sachen im Ardinghello beurteilt werden. Das alte Kind kommt aber wahrlich, ohngeachtet des Lobes, sehr übel, in aller Naivetät dabei weg. Die Herren meinen, man müsse überall nur an sie denken.“ Während Heinse dann Schiller es hoch anrechnet, daß er bei diesen Einbildungen in der ersten Hitze sich noch so glimpflich ausdrückte, hatte er für Wieland keine Entschuldigung. Das Verhältnis beider blieb ein gespanntes und ihre früheren Beziehungen stellten sich nicht wieder her. Wielands absichtliches Schweigen gegen die Heinseschen Werke war auch für den Verfasser härter, als herbe, offene Kritik. —

Der Zug Jourdans durch das Mainthal hatte den kurfürstlichen Hof zu Aschaffenburg und Heinse in die Flucht getrieben. Dieser zog in Hessen und Westfalen herum*) und da die Auszahlung der Besoldung oft recht lange auf sich warten ließ, zum Teil gar nicht erfolgte, so klagte er oft bitter.**) Auf seiner Reise traf er mit Hölderlin zusammen, der über Heinse an seinen Bruder schrieb***): „Er ist ein herrlicher, alter†) Mann; ich habe noch nie so eine grenzenlose Geistesbildung bei so viel Kindereinfalt gefunden“, ein Urteil, das um so wertvoller ist, als es zeigt, daß Heinses ganzes Wesen schon bei der ersten Begegnung einnehmend war. Von seinen Freunden sind die Nachrichten häufiger, und gerade in diesem Kriegs-

---

*) H. s. Schr. IX. 255.

**) W. S. I. 367.

***) Julian Schmidts Literaturgeschichte 561.

†) Heinse war damals erst 50 Jahre alt. — Hölderlin ist zu dieser Zeit Hauslehrer bei einem Bankier zu Frankfurt gewesen.

jahre lassen sich seine ältesten und besten vernehmen. F. H. Jacobi sendete ihm durch Sömmering ein Exemplar seines neuen Woldemar und bemerkte unter anderem*): „Grüßen Sie mir den alten Freund aufs beste. Mich ganz vergessen kann er wohl nie und mir gut bleiben muß er auch, sollte seine Aufführung auch noch so verständig werden und ihn sogar ins erzbischöfliche Ministerium führen.“ Heinse bewahrte aber auch dem „vortrefflichen Fritz Jacobi“ den Dank und die Hochachtung lebelang. Er bedauerte dessen Lage, da derselbe aus Düsseldorf flüchten mußte und noch von Krankheiten gequält wurde.**) — Und der Vater Gleim wünschte von seinem Sohne, dem er vorwarf, daß er zwar Bücher, aber keine Briefe schreiben könne, sehnsüchtig das für ihn bestimmte Exemplar der Hildegard.***) Heinse vergaß jedoch nach seiner Äußerung nie „die goldenen Tage des Halladat.“ †) Schleunigst wurde das schön gebundene Exemplar des neuen Werkes gesendet. „Könnte ich Ihnen“, schrieb er hinzu, „doch die Musik der schönsten Scenen zugleich vor die Seele zaubern.“

Lebhaft sprachen sich Heinse und seine Freunde auch über die politischen und literarischen Verhältnisse der Zeit aus. „Während Straßenräuber rauben, balgen wir uns mit Faunen“††), schrieb Gleim. „Welche Sitten

---

*) W. S. I. 48.
**) W. S. I. 363.
***) Körte III. 589.
†) H. s. Schr. IX. 254.
††) Körte II. 594.

lieber Heinse! Sprechen läßt sich von ihnen, nicht schreiben."*) Der Straßenräuber ist Napoleon, und die Faune sind Goethe und Schiller durch ihre Xenien. Schon im November 1796 hatte Heinse mit Sömmering über den bekannten Xenienalmanach korrespondiert und bemerkt: „Es ist lustig, den alten Goethe, wie einen Zigeunerhauptmann, mit den jungen Kant—ianern aufziehen zu sehen.**)" Jedoch mußte er sich auch öffentlich in weit schärferer Weise gegen die Weimarer ausgelassen haben. Ich schließe das aus einer Äußerung Wielands an Göschen, die sich unstreitig auf Goethe und Schiller bezieht***): „Aber hätten die Herrn Götterbuben, (um mit dem Verfasser des Ardinghello zu reden) nicht vorhersehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenbuben herumbalgt", — schreibt er. Sonach wäre in diesem unerquicklichen Streite der unwürdige Ausdruck „Buben" zuerst von Heinse gefallen. — Dann nannte Heinse die Schillersche Beurteilung seines Ardinghello seinem Freunde Sömmering gegenüber „marktschreierische Phrasen"†), ein Beweis, wie sehr ihn Schiller verletzt hatte, obwohl er denselben anfangs noch entschuldigte. Endlich nahm sich Heinse vor, gegen die Kantsche Philosophie aufzutreten, da sie durch Schiller und seine Freunde so verteidigt wurde; er unterließ aber schließlich

---

*) Siehe 194. Originalbrief von Gleim an Heinse vom 27. März 1797.

**) W. S. I. 366.

***) Grubers Lebens Wielands, Band 53. S. 350.

†) W. S I. 867.

doch noch kluger Weise dieses selbst von Herder ohne Erfolg ausgeführte Unternehmen.

Heinse kehrte vielmehr wieder zu den von Sömmering angeregten Studien der physiologischen und anatomischen Erforschung des menschlichen Gehirns zurück. War dies doch ein Thema, welches ihn schon von Jugend auf, seit er den „Huart" in die Hände bekam, immer beschäftigte und welches durch des Freundes Entdeckungen und Untersuchungen für ihn immer mehr Reiz bekam. Und doch wird es befremden, wenn man hört, daß sich der Dichter des Ardinghello und der Hildegard durch seinen Freund Sömmering, der schon zu Mainz seinen Schülern gern Themata für ihre Inauguraldissertationen gegeben und deren Studien benutzte, zu einer Promotionsarbeit auf dem Gebiete der Naturphilosophie bereden ließ. Zwar ist mir das Thema, über welches er schrieb, nicht dem Wortlaute nach bekannt und auch Hettner hat in dem Nachlasse Heinses nichts vorgefunden, aber der große Brief an Sömmering vom 12. Dezember 1799*) läßt vermuten, daß es sich um die Begründung des Satzes handelte: Hominem, ob magnitudinem encephali sui, ratione nervorum ipsi junctorum, animi facultatibus, omnia reliqua animalia longe superare. Anfangs war Heinse mit diesem von Sömmering aufgestellten Satz nicht einverstanden, hoffte aber, bald zum Einverständnis zu kommen. Beide hatten darüber schon sehr gut vorgearbeitet: Sömmering in seiner Schrift über das Seelenorgan, und Heinse im Ardinghello. Dazu hat Heinse noch die

*) W. S. I. 373—380.

Autorität des Aristoteles ins Feld geführt, einen Meister, „für welchen alle guten Köpfe seit zweitausend Jahren den tiefsten Respekt haben.“*) — Der von Sömmering quantitativ begründete Satz, daß der Mensch im Verhältnis zu den daraus entspringenden Nerven das größte Gehirn habe, wurde dann nach seiner qualitativen Seite von Heinse in einer höchst genialen und sinnigen Weise philosophisch dahin beleuchtet, daß die Menschen und unter ihnen die jüngeren, die geistvolleren, ein reicheres, feuchteres Hirn hätten, als die Tiere, als die stumpferen, älteren und weniger begabten Personen unseres Geschlechts. Sömmering hat nach dem Tode Heinses dazu bemerkt**): „Wer hätte denken sollen, daß der gute Heinse die Wahrheit dieser ingeniosen Vermutung selbst mit seinem eigenen Hirn besiegeln würde? Herr Dr. Windischmann, der unter Herrn Paulis Leitung sein edles Haupt öffnete, merkte von der Leichenöffnung ausdrücklich an: „„Die ganze Hirnmasse und die Substanz der Nerven zwar voluminös, aber weich und leicht zerreiblich.““ Diese Stelle ist um so merkwürdiger und schätzbarer, da beide Männer von vorliegendem Aufsatze (Heinses) nichts wußten, folglich diese Bemerkung ganz unbefangen, bloß aus sich selbst machten.“

Heinse selbst war mit seiner Arbeit später nicht ganz zufrieden, da er darüber in einem Briefe an Sömmering bemerkte***): „Ich schrieb die kleine Inauguraldissertation

*) W. S. I. 371.

**) Organische Formenlehre von Dr. Lucae. Frankfurt a. M. 1844. S. 33.

***) W. S. I. 380.

zur Doktorwürde überhaupt so flüchtig auf ihr Dringen, daß ich jetzt noch manche Zusätze einschalten könnte." Zugleich drückte er aber auch seine Freude darüber aus, daß Sömmering daran Vergnügen fand und daß sich in zwei neueren Werken Belege für seine Ansichten gefunden haben.

Als für 1800 ein „Mainzer Landsturm-Almanach" angekündigt wurde, hielt Gleim seinen „liebsten alten Freund Heinse" für den Herausgeber und meldete in diesem Falle seine Beiträge dazu an. Mit umkehrender Post wünschte er die Nachricht, ob seine Vermutung Grund und Boden habe, „wo nicht", fährt er fort, „so trägt er nichts bei, dann ist und bleibt er in seinem stillen Hüttchen der alte Grenadier, Ihres altdeutschen Kurfürsten, seines braven Mithelfers Dalberg und seines braven Ministers Albini, dieser braven deutschen Männer Herold in Gesellschaften, und seines Heinse Freund der alte Gleim."*) Mit der Nachschrift: „Sie sind bei mir im Rückstand geblieben, geisteswerter Autor! Sie konnten nicht müßig sein und ich kann nicht sein ohne (Sie); senden Sie mir doch alles! alles!" endet der liebenswürdige Greis (bereits mit zitternder Hand schreibend) den Briefwechsel, den er mit dem ihm von Wieland empfohlenen jungen Dichter fast 30 Jahre ununterbrochen geführt hatte. Man kann diesen Briefwichsel, als ein würdiges Dokument bewährtester Opferwilligkeit und treuester Freundschaft, nicht aus der Hand legen, ohne die größte Hochachtung für

*) Aus dem 135. Orginalbriefe: Gleim an Heinse vom 6. Oktober 1799.

Vater Gleim darüber zu empfinden, der in der uneigennützigsten Weise dieses dichterische Genie unausgesetzt förderte.

Heinse war aber der Herausgeber des „Mainzer Landsturm-Almanachs“ nicht und hatte auch keinen Teil daran. „Seit der Hildegard,“ antwortete er,*) „ist nichts mehr von mir erschienen. Sobald ich etwas herausgebe, werde ich es gewiß meinem Herzensvater, der immer gleich warmen Anteil an meinen Schicksalen nimmt, sogleich zusenden.“ Sehnlichst wünschte er, den alten Tyrtäus noch einmal zu sehen; allein dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung, denn fast gleichzeitig streckte der Tod seine rauhe Hand nach beiden aus. — Ende Juni 1802**) überfiel Heinse eine Paralysis, nachdem er schon die letzten Jahre viel an Kopfschmerzen gelitten hatte.***) Er konnte nicht sprechen; die Zunge und die rechte Seite waren ihm gelähmt. Jedoch währte dieser traurige Zustand nicht lange. Schon am 1. Juli konnte er seinem Freunde Sömmering berichten†): „Ich kann wieder sprechen, gehen, sehr schlecht zwar, doch wieder schreiben.“ „Das Schicksal“, fügt er bei, „hat starke, rauhe Hände! Es schlägt blind zu, und man muß sich drein fügen.“ — Einige Tage später teilte er mit, daß ihn sowohl der Kurfürst, als der ganze Hof äußerst huldreich behandeln und daß sein Arzt Pauli für ihn so besorgt sei, wie um

*) Körte II. 599.

**) Archiv X. 372 ff.

***) Walhallas Genossen 239.

†) Archiv X. 374.

sich selbst. Man erkennt daraus, welche allerhöchste Anerkennung und Wertschätzung Heinse genoß. Der Kurfürst blieb ihm auch ein gnädiger und wohlwollender Herr bis zum Tode.

Am 25. Juli 1802 starb der Kurfürst und Erzbischof Friedrich Karl Joseph von Erthal zu Aschaffenburg. Er hatte seine Bibliothek dem Staat vermachen wollen, ist aber aus Furcht vor dem Tode nicht dazu gekommen und niemand wagte es, ihm etwas zu sagen, was ihn nur von ferne an den Tod erinnerte.*) Heinse blieb daher auch unter dem Nachfolger desselben, unter Dalberg, in seiner bisherigen Stellung als Hofrat und kurfürstlicher Bibliothekar. In seiner ersten Eigenschaft war er in die für jene Zeit so wichtigen Verhandlungen der Säkularisation eingeweiht und konnte schon 1802 Sömmering die chiffrierte Mitteilung machen: „Unser Kurfürst bleibt allein unter den geistlichen.“**) In seiner Stellung als Bibliothekar hat er über die Schätze der ihm anvertrauten Bibliothek eine Reihe der treffendsten Bemerkungen niedergeschrieben, welche er jedenfalls veröffentlichen wollte, da jede auf ein einzelnes Blatt geschrieben war. Der Hofbibliothekar Merkel ließ seinem Verzeichnis***) der Inkuna-

*) W. S. II. 105.

**) Archiv X. 373.

***) Kritisches Verzeichnis höchst seltner Inkunabeln und alter Drucke, welche in der kgl. bayer. Hofbibliothek zu Aschaffenburg aufbewahrt werden, v. Merkel. Aschaffenburg 1832, und Auszüge davon von Dr. L. Herrmann in der Didaskalia 1878, Nr. 130 u. 131.

beln der Aschaffenburger Hofbibliothek*) mehrere solche handschriftliche Notizen von Heinse beidrucken und nennt solche nicht mit Unrecht „bibliographische Reliquien des geistreichen Heinse", denn wir lernen ihn daraus wirklich als ernsten und kenntnisreichen Bibliographen kennen.

Als Dichter und Schriftsteller betrat Heinse aber noch am Abend seines Lebens ein ganz außergewöhnliches Gebiet der Kunst, indem er durch seine Anastasia**) eine geistreiche Anweisung zum Schachspiel in romanhafter Einkleidung schrieb. Dieses Spiel wurde im vorigen Jahrhundert fleißig betrieben. Mendelssohn war ein vorzüglicher Schachspieler und ist durch dasselbe mit Lessing bekannt geworden.***) Heinse nennt es wiederholt in seinen Briefen†) und in seinem Ardinghello.††) Zu Düsseldorf hat er fleißig Schach gespielt und mit Klinger darüber sogar einen Briefwechsel unterhalten.†††) In Italien scheint Heinse dieser Kunst noch öfter begegnet zu sein, und von dort her rühren auch seine Briefe darüber, die er mit selbsterlebten Scenen zu Padua und Bologna, zu Livorno und Rom ausschmückte. Veranlassung zur Heraus-

---

*) Dalberg bestimmte die Erthalsche Bibliothek urkundlich als Eigentum des Fürstentums Aschaffenburg.

**) Anastasia und das Schachspiel. Frankfurt a. M. 1803. II Bände, u. H. s. Schr. VI. u. VII.

***) Gervinus II. 217.

†) H. s. Schr. VIII. 277.

††) H. s. Schr. I. 199.

†††) Gedenkbuch zur 4. Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Frankfurt a. M. 1840 und Klinger v. M. Rieger, Darmstadt 1880, und Archiv für Literaturgeschichte X. 1. Heft.

gabe mögen zunächst die Kriegsverhältnisse seiner Zeit gewesen sein, da, wie er in der Einleitung bemerkt, die Schlachten von Marengo und Hohenlinden sich mit Schachspielen vergleichen lassen und Napoleon und Massena Erholung und neue Pläne in diesem Spiele fanden; dann hat er aber auch in Aschaffenburg, wo für ihn manchmal geistige Anregung fehlte, dieses Spiel besonders gepflegt, wie mir Dr. Herrmann berichtete, dessen Vater häufig mit Heinse spielte.

Die Erzählung ist im ganzen untergeordneter Natur. Als der Dichter von Venedig aus Padua besucht, trifft er dort in gewählter Gesellschaft Anastasia, „eine Muse des Schachspiels", und deren Mutter, eine Griechin aus Zante, die in Venedig lebten. In dieser Gesellschaft wird nun nicht nur viel Schach gespielt, sondern auch geistreich über dieses Spiel gesprochen. Später reist er über Bologno nach Livorno, von wo aus er einem reichen Griechen eine Empfehlung nach Venedig mitgibt. Hier lernt der Grieche Anastasia kennen, und beide werden ein glückliches Paar. In Rom erfährt der Dichter, daß ihn Anastasia und der Grieche als ihren guten Genius preisen.

Heinse verwendete auf die Einkleidung der Erzählung nicht mehr Mühe, als unumgänglich notwendig war, um wenigstens einen losen Faden um die sieben Schachbriefe zu schlingen, von denen nur der erste und sechste etwas literarisches Interesse bieten. Weitaus der größte Teil des Inhalts handelt von der Geschichte, dem Wesen und der Literatur des Schachspiels, sowie von speziellen Regeln und Feinheiten bei Lösung der ausgeführten schwie-

rigen Schachaufgaben. Man erstaunt über die ausgebreiteten Kenntnisse, sowie über die leichte Behandlung der schwierigsten Probleme dieses Spieles von Seite des Verfassers, der durch sein Buch die Schachliteratur ansehnlich vermehrte. Aber der Dichter versäumte es, den Roman als solchen auszustatten; es fehlt zwar nicht die anziehende Schreibweise, aber die Erfindung interessanter Scenen und die glühende Phantasie, die sonst so recht Sache des Verfassers waren. Der tobende Sturm hatte sich eben gelegt und das Feuer war dem Erlöschen nahe. So ist es erklärlich, daß diese letzte Arbeit Heinses, abgesehen von ihrem Werte für eine Spezialliteratur, seinen übrigen nachsteht.

Viel glücklicher nahm Wieland von seinen Lesern Abschied, indem er in demselben Jahre, in welchem Anastasia erschienen war, Menander und Glycerion, Krates und Hipparchia schrieb, zwei leichte und zierliche Bilder griechischen Lebens. Womit Heinse unter Wielands Anregung seine Schriftstellerlaufbahn begonnen, damit schließt dieser die seinige: Laidion war die Heldin des jungen Heinse, und die Studien über Lais und das griechische Hetärenwesen beschäftigten noch den alten Wieland, während sein Schüler durch einen inneren Zug und durch die äußeren Verhältnisse auf das Gebiet der Künste hinübergedrängt wurde. — Unmittelbar vor Heinses Tod leistete er seinem Freunde Sömmering noch einen wichtigen Dienst.

Da Goethe zu dieser Zeit wünschte*), daß Sömmering einem Rufe nach Jena folge, erbat sich dieser den

*) W. S. I. 22 f.

Rat seines bewährten Freundes Heinses, der ihm aus Aschaffenburg am 15. Juni 1803*) schrieb: „Es läßt sich von Goethe erwarten, daß er Ihnen ein Anerbieten machen werde, welches der Mühe wert sei, daß man darüber beratschlage; aber er kann es doch nicht übelnehmen, daß man vorher sich in nichts bestimmt einläßt. Dieses würde ich schlechterdings nicht thun. Ich kenne das Land. Ein paar Tausend Gulden das Jahr sind dort aller Welt Schätze. Zwischen Jena und Frankfurt ist für Sie kein Vergleich. Auch was geistiges Leben betrifft, haben Sie, Samuel Thomas Sömmering, weiter niemand dort, so viel ich weiß, als Wolfgang Goethe und niemand weiter als Wolfgang Goethe. An dem alten Wieland und dem Hof von Weimar werden Sie kein großes Gaudium finden: Sie müssen also mehr als ein paar Tausend Gulden bekommen, wenn Ihnen Frankfurt, das freie angenehme Leben und die schönen Aussichten für ihre lieben Kinder, besonders den vortrefflichen Wilhelm, einigermaßen sollen ersetzt werden. Und wenn man es einmal so gut hat, als Sie, bekommt man es schwerlich besser. Ein schöner, beständiger Gehalt ist freilich eine vortreffliche Sache, wobei man ruhig zu Hause bleiben kann und nicht zu laufen und zu rennen hat, in Regen, Wind und jedem Wetter und den man sein ganzes Leben sicher hat. Aber den muß man auch haben! Wenn man vernünftig handelt, so kann es einem kein vernünftiger Mensch übelnehmen. — So viel fürs erste. Künftigen Montag

---

*) W. S. I. 381. Dieses ist Heinses letzter Brief, überhaupt das letzte Schriftstück, das er uns hinterließ.

reise ich von hier mit Kittels Jacht zu ihnen ab und da können wir ruhig das weitere überlegen. Ich werde Ihnen alles getreulich sagen, als ob sie mein anderes „Ich" wären. Ein nicht reiflich genug überlegter Schritt bei dieser Gelegenheit in Ihrem Leben würde gar zu wichtige Folgen haben. Es ist zu verführerisch und man muß strenge auf seiner Hut sein. Sie sind in einer Lage, wo Sie nicht nötig haben, aufs geratewohl zu handeln. Ich bin so nach Mainz gegangen*), und treibe mich noch in dem Labyrinth herum und werde wild, wenn man einen andern vortrefflichen Menschen auch so hineinführen will, zumal meinen liebsten Freund. Leben Sie wohl! Heinse."

Allein die Fahrt mit der Kittelschen Jacht sollte nicht mehr ausgeführt werden. Zwei Tage später erlitt Heinse einen wiederholten Schlaganfall, der kurz darauf, am Mittwoch den 22. Juni 1803 Vormittags, dem vielseitigen und bewegten Leben des Dichters ein plötzliches Ende setzte. (Beilage 18.) Wenige Monate vorher, am 18. Februar 1803 war ihm sein alter Vater Gleim als 84jähriger Greis vorangegangen, während ihn sein Meister Wieland**) noch um 10 Jahre überlebte.

Ein seltenes Schicksal verfolgte noch die irdischen Reste des Verlebten. Sein Leichnam wurde auf dem St. Agatha-Kirchhofe zu Aschaffenburg ohne jedes Gepränge beerdigt. (Beilage 19.) An Sömmering hatte Heinse

*) Nach dieser Bemerkung wäre Heinses Aufenthalt in Mainz keine Sinekure gewesen, wie ihn Hillebrand (I. 417) nennt.

**) Vergleiche den neuen Deutschen Merkur für 1803. Bd. 2. S. 307 f.

seinen literarischen Nachlaß*), den er gerade unter dem Titel: „Vermischte Schriften“ zusammenstellen wollte, und seinen Schädel zur anatomischen Untersuchung vermacht. Da derselbe aber so unerwartet rasch aus dem Leben schied und Heinses Leiche nach der Sektion noch am Todestage der Erde übergeben wurde, so konnte Sömmering erst später in den Besitz des Schädels gelangen. Sein Tagebuch, das er führte, als er von Frankfurt nach München übersiedelte, beginnt: „Den 4. April (1805) von Frankfurt abgefahren. In Aschaffenburg mir Heinses Zimmer von außen zeigen lassen und seine Grabstätte auf dem Kirchhofe. Ganz eigenes trauriges Gefühl, als ich seine Reste gleichsam so weggeworfen fand unter das übrige Gesindel. ... Mit dem Totengräber negotiiert.“ — Am nächsten Tage erhielt er dann Heinses Schädel, der sich gegenwärtig in der Anatomie des Herrn Professor Dr. J. Chr. G. Lucae, Mitglied der Senkenbergschen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. befindet. Der Schädel ist anatomisch genau untersucht und beschrieben**) und zu diesem Zwecke in zwei Teile geteilt, so daß die eigentliche Schädelwölbung um ein goldenes Scharnier zurückgelegt werden kann. Das Scharnier

*) Derselbe bestand aus einigen fertigen kleinen Abhandlungen (Aristotelische und musiktheoretische Studien) und einigen scharfen, aber sehr treffenden Rezensionen von Goethes und Schillers Hauptstücken. Ebenso war Sömmering im Besitz von 188 Briefen Heinses. Siehe darüber W. S. II. 91 u. 113 und Archiv f. Literaturgeschichte X. 1. Heft 39 ff. u. 3. Heft 372 ff.

**) Zur organischen Formenlehre von Dr. Lucae. Frankfurt a. M. 1844.

trägt die eingravierte Inschrift: „Wilhelm Heinse. Poeta summus. nat. 1746. denat 1803.“ Dem genannten Werke ist ferner das beste von mir bis jetzt entdeckte Portrait*) Heinses beigegeben, sowie wertvolle Notizen über des Dichters Persönlichkeit und Lebensweise, da solche von Dr. W. Sömmering, dem Sohne des berühmten Anatomen, herrühren, welcher mit Heinse in dem Hause des Vaters noch vielfach verkehrte.

Der bayerische Kronprinz und nachmalige König Ludwig I., der sich viel zu Aschaffenburg aufhielt und Heinses Werke genau kannte, bezeigte den lebhaften Wunsch, die wertvolle Reliquie Sömmerings in seinen Besitz zu bringen. Da ihm dies nicht gelang, suchte er den geschätzten Schriftsteller auf andere Weise zu ehren. Er ließ i. J. 1826 dessen Gebeine an einen würdigen Platz transferieren und daselbst ein Grabdenkmal setzen, zu welchem Maler Müller in Rom die Zeichnung entwarf.**) Dann aber wurde auf seinen Befehl hin der beste deutsche Bildhauer, der noch keine Arbeit für ihn hatte, beauftragt, aus karrarischem Marmor eine Büste nach Heinses Bild zu fertigen. Das Modell mußte zuerst Maler Müller prüfen, der sich Heinses Gesichtsbildung noch so deutlich erinnerte, als wenn er ihn vor sich sehe. Und diese Büste***) ließ

*) Dasselbe ist als Muster genommen für die diesem Werke beigegebene Lichtphotographie. Es befindet sich ein zweites in Kurz' Literaturgeschichte und ein drittes im Besitz seiner Anverwandten zu Langenwiesen. Die Büste in der Walhalla ist abgebildet in Westermanns Monatsschrift.

**) Seuffert, Maler Müller 620 ff.

***) Dieselbe wurde wahrscheinlich vom Bildhauer Petterich ausgeführt.

König Ludwig I.*) in der Walhalla aufstellen und setzte dem so gefeierten großen Toten ein unvergängliches Denkmal in „Walhallas Genossen"**) zwischen Klopstock, dem „heiligen Sänger", und Herder, dem „Gelehrten".

Durch Laube aber wurde eine Gesamtausgabe der Heinseschen Werke veranstaltet und dieselbe mit einer würdigen Einleitung versehen. Nur das Grab des Dichters hätte leicht für immer in Vergessenheit geraten können, da durch Niederlegung der städtischen Ringmauern Aschaffenburgs an der St. Agathakirche das von König Ludwig I. aufgestellte Epitaph vom Grabe getrennt wurde. Auf Anregung Dr. Herrmanns, dessen Vater kurfürstlichen Beamter und ein Freund Heinses war, ließ die Stadtverwaltung in Anwesenheit des Kgl. Regierungspräsidenten, Graf von Luxburg, die Gebeine Heinses im Jahre 1880 zum drittenmale ausgraben***) und dieselben auf dem neu eröffneten Teil des Friedhofes (58) beisetzen. Ein neues Denkmal — Geschenk Dr. Herrmanns — ziert jetzt das umgitterte und bekränzte Grab des „Verfassers des Ardinghello." — Ehre solchem Verdienste!

*) Sein Biograph, Dr. Heigel, konnte es nicht unerwähnt lassen, daß „der Jünger des sinnlichen Heidentums, Heinse", einen Platz in Deutschlands Ruhmeshalle fand.

**) Geschildert von König Ludwig I. von Bayern. München 1842. S. 238 f.

***) Siehe Feuilleton der Norddeutschen allgemeinen Zeitung. Berlin, 19. u. 20. Nov. 1880.

X.

Heinse als Mensch, Künstler, Dichter und Schriftsteller.

Es wird sich lohnen, unseren Helden auch noch als Menschen, Künstler, Dichter und Schriftsteller im allgemeinen zu betrachten. Die äußere Erscheinung Heinses war nach W. Sömmerings Schilderung*) eine sympathische. Er war von mittlerer Größe und erfreute sich eines feinen, aber kräftigen Körperbaus. Sein feuriges Auge blickte lebhaft unter den überhängenden Augenbrauen hervor. Die stark vorspringende, spitze Nase, der ironisch lächelnde Mund, die immer freundliche Miene und die vorwärts, etwas zur Seite geneigte Haltung des Kopfes gab seiner Physignomie einen gutmütigen und schalkhaften Ausdruck. Sein Bild zeigt scharf ausgeprägte, aber fein geschnittene Züge und im Verhältnis zum Wielandschen mehr Entschiedenheit und größere Lebendigkeit. Es verrät das un-

---

*) Vergleiche: Dr. Lucae Formenlehre. Frankfurt a. M. 1844 und Jung Stillings Bericht über Heinses äußere Erscheinung in H. s. Schr. Einleitung 57.

genierte Hervortreten in Wort und That, die Kraft zur konsequenten Fortführung gefaßter Ideen.

Heinse führte eine sehr einfache und mäßige Lebensweise. Infolgedessen war er stets gesund, heiter und froh. Selten trübten überflüssige Sorgen seinen Humor und die höchste Unbekümmertheit um den Besitz machte ihn gleichmütig und zufrieden. Von Jugend auf abgehärtet*), blieb er lebelang ein tüchtiger Fußgänger und ein Freund aller körperlichen Übungen. Nur mit dem Notdürftigsten ausgerüstet, durchwanderte er die Thüringer Heimat, Deutschland, Belgien und Holland, die Schweiz, das südliche Frankreich und Italien bis zum Vesuv. In dem Düsseldorfer Reise-Rock**), mit dem er an der Furka hing und in der mittelländischen See, die Nacht auf freiem Verdecke liegend, die Sterne auf und untergehen sah, machte er in Rom noch seine „Staatsvisiten". — Heinse liebte die Fechtkunst, lief Schlittschuhe wie ein Holländer und excellierte im Billardspiel. Er verstand es, die Gesellschaften durch geistreiche Gespräche, durch Musik oder auch durch die Streiche eines Cartouche zu unterhalten. Wie er ein Meister auf dem Schachbrett war, so spielte er besonders abends gerne eine Partie Whist oder l'Hombre, und heitere Gesellschaft war ihm so willkommen, wie heiteres Wetter. Eine vollkommene Zufriedenheit mit seinem Handeln und mit sich stempelte ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter.

Aber die rege Wanderlust machte ihn auch unstät

*) Archiv f. Literaturgeschichte X. 379.

**) H. s. Schr. IX. 158.

und ließ ihn nirgends lange stille halten, am wenigsten zur Gründung eines häuslichen Herdes schreiten, wie er solches bei Wieland zu beobachten Gelegenheit hatte. Er, der die Vorzüge und die geistigen wie körperlichen Schönheiten der Frauen so ausgezeichnet zu schildern verstand und immer für Liebe schwärmte, starb als Junggeselle. Eine dem Herkommen entsprechende, ja geschäftsmäßige Ehe, wie die Wielandsche, wäre ihm von vornherein gegen die Natur gewesen. Denn Heinse fügte sich überhaupt schwer in die hergebrachten bürgerlichen Einrichtungen. Es fehlte bei ihm schon in der ersten Erziehung der ernste und strenge Ton des Wielandschen Pfarrhauses und auf der Schule die sorgfältige Überwachung wie im Kloster Bergen. An ein eigentliches Brotstudium ging Heinse ebensowenig, als er es verstand, mit seinen Geisteskindern Handel zu treiben. Der niedere Sinn für Erwerb fehlte ihm gänzlich und das ängstliche Streben Wielands nach einer sicheren Stellung war ihm fremd. Seine Unabhängigkeit ging ihm über alles und seine Freiheit ist ihm um keine Stelle feil gewesen. Nie buhlte er um die Gunst der Höheren und nur sein Selbstgefühl, „das, was wirklich in ihm ist," aber kein Ruf, kein Titel, kein Rang machte ihn stolz und glücklich.*) — „In den Himmel würde ich wie in eine Hölle gehen", schreibt er, „wenn ich meiner Freiheit darin gänzlich beraubt sein sollte."**)

Allein so weltumstürzende Ideen Heinse in seinen Briefen und Schriften auch dargelegt hat, so war er doch

*) H. s. Schr. VIII. 254.
**) H. s. Schr. IX. 38.

im Umgange harmlos und liebenswürdig. Man suchte gern seine Gesellschaft und sein edler Charakter, frei von Neid und Mißgunst, wurde selbst von seinen Gegnern geschätzt. Hinsichtlich seines Privatlebens gilt dasselbe, was vom Wielandschen gesagt wird; beide waren besser als ihre Schriften. „Ich will Heinses Schriften nicht in Schutz nehmen", schreibt Sömmerings Biograph Wagner*); „aber das kann ich nach der Durchlesung zahlreicher (188) Briefe sagen: er war besser als seine Bücher. Dafür bürgt auch schon die Achtung, ja Zuneigung, welche ihm Männer von ernster Gesinnung, wie Jacobi und Heyne, widmeten. Es weht in seinen Mitteilungen an Sömmering eine harmlose Frühlingsluft, eine Begeisterung für Naturschönheiten, für Freundschaft und ein Sinn für häusliches Leben, die etwas Wohlthuendes haben."

Aber Heinses Sorglosigkeit machte es schwer, für ihn ein Unterkommen zu finden. Anerbieten, die seinem Geschmacke nicht entsprachen, schlug er aus; so das seines Freundes Klinger, der ihm eine Bibliothekarstelle bei dem Großfürsten zu Petersburg hatte verschaffen wollen. Heinse war, wie er sich ausdrückte, nicht geneigt, nach Norden oder zu einem Despoten zu ziehen. Obwohl ein Thüringer Waldsohn, fühlte er sich doch nur unter italienischem Himmel heimisch und obwohl nur in den einfachsten Verhältnissen, in einer religiösen Familie aufgewachsen, war er doch am liebsten in freier Griechengesellschaft, wo es angeht, die alltäglichen Gewohnheiten abzuschütteln und sich über die herkömmlichen Sittengesetze hinwegzusetzen.

---

*) W. S. II. 91.

Dieses ungestüme Streben nach Freiheit und das Anstürmen gegen Gewohnheiten und Sitten, brachten Heinse oftmals in bittere Not. Aber gewöhnlich war dann, wenn sie ihn am stärksten drückte, seine Phantasie am ausschweifendsten. Er ließ sich durch dieselbe zu schriftstellerischen Sünden verleiten, die ihm verschiedene Anfeindungen und Verdächtigungen zuzogen. Seine Kämpfe mit Wieland, seine Auslassungen gegen Schiller geben dazu Belege, und heute noch werden ihm, zum Teil mit Recht, Vorwürfe darüber gemacht.

Unwiderstehlich war bei ihm der Trieb, alles zu erfassen und zu genießen, was Kunst und Natur ihm geistig und sinnlich Schönes bot. Dabei vermochte er es aber nicht über sich, in seinen Darstellungen die Kluft zu überbrücken, die eben zwischen dem Sinnlichen und Geistigen liegt, jene Kluft, über welche Goethe durch die Kraft seines Geistes und die Energie des Willens so glücklich hinweg kam, indem er uns nach durchgefochtenem Sturm und Drang das Gebotene in reinem Geisteslichte zeigt. Heinse aber unterlag diesem Sturm und Drang, da er nicht die Willenskraft besaß, jenem Dämon entgegenzuwirken, der in solchen unglückseligen Momenten ihm die Feder führte. Und so müssen wir mit König Ludwig I. klagen*): „Leider daß ein unreiner Geist in jedem seiner Werke herrscht. Mißvergnügen empfindet die nach dem Hehren verlangende Seele ob solch' herrlicher Gaben Anwendung.“

An Heinses Wiege standen in der That die Musen. Er was intellektuell vorzüglich begabt, mit der reichsten

*) Walhallas Genossen 238.

Phantasie ausgerüstet und, wenn auch nicht zum Dichter geboren, so trug er doch ein gewisses Maß poetischer Begabung in sich, das bei sorgsamer Pflege noch zu Höherem hätte befähigen können. Daneben erfreute er sich des feinsten Kunstgefühls und einer seltenen Beobachtungsgabe der Menschen und der Natur. Sein künstlerisch gebildetes Auge, sein musikalisch geübtes Ohr und eine besondere Gabe zum allseitigen Erfassen sinnlicher Schönheiten machten ihn zum Schriftsteller, zum meisterhaften Personen- und Situationsmaler um so geeigneter, als er über reiche literarische und sprachliche Kenntnisse verfügte. Er ist Herr der Sprache und behandelt dieselbe leicht und sicher; in seinen sinnlichen Zeichnungen fehlt selten ein idealer Zug, und in der Regel hebt sich das Ganze durch das Gepräge des Schönheits- oder Kunstsinnes.

So zahlreich auch die Hindernisse waren, die den Dichter in seinem Sturm und Drang durch die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse entgegengestellt wurden, so treffen doch eine Reihe begünstigender Momente zur Förderung seines Talentes zusammen. In erster Linie steht hier der Einfluß Wielands, der durch die Schriften seiner zweiten Periode und durch seine Persönlichkeit den jungen Heinse leitete. Richtig ist, daß dieser Einfluß nicht überschätzt werden darf, denn der Grund zur naturalistischen und freigeistigen Richtung lag schon in Heinses Wesen. Ebenso gewiß muß aber behauptet werden, daß diese Richtung durch Wieland ihre erste und nachhaltigste Ausbildung erfuhr, wie Laidion beweist. Wenn sich später auf diesem Gebiete zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied ergab, so liegt der Grund hierfür in der Rückwärts-

bewegung des einen und in dem konsequenten Fortschreiten des andern. — Gleims Freundschaft, durch Wieland vermittelt, hatte für Heinses materielle Lage dieselbe Bedeutung, wie sein Losreißen von den poetischen Tändeleien der Halberstädter auf seinen geistigen Fortschritt. Ohne die Düsseldorfer Kunststudien und ohne F. H. Jacobis Unterstützungen wäre Heinse nicht nach Italien gekommen, und ohne Italien zu sehen, hätte er keinen Ardinghello geschrieben. Wie Maler Müller in Rom auf Heinse fördernd wirkte, so Sömmering in Mainz. Treue Freundschaft vermittelte ihm den Aufenthalt an dem aufgeklärten kurmainzischen Hofe, wo sich der Zeitgeist in klarster Weise widerspiegelte, wo man seine Ansichten teilte. Die Frucht dieses Aufenthaltes aber ist Hildegard.

Die Liebe seiner Freunde und Gönner, die Heinse mit dankbarer Verehrung bis zum Tode erwiderte, und die Achtung, die er von Goethe und Heyne, von Dalberg und Erthal genoß, fallen bei ihm umsomehr ins Gewicht, als er zwar immer zum poetischen Empfange bereit war, zur Produktion aber erst von außen angeregt werden mußte.

Seine Weltanschauung dagegen schuf er sich selbst. Durch Heinses Leben und Wirken geht ein freier, naturalistischer Zug und darum huldigte er zunächst den Lehrsätzen des Naturphilosophen Rousseau. Nach der von diesem gepriesenen Sentenz: Erkenne dich selbst! suchte er sich auszuforschen*), fand aber dabei, daß der Mensch geschaffen sei, sich der Welt und ihrer Genüsse zu freuen, fand, daß unter den Kulturvölkern die künstlerisch gebildeten, freien

*) H. s. Schr. VIII. 2.

Griechen diesem Ziele am nächsten standen. Wielands eudämonistische Tendenzen, denen ein französiertes Griechentum als Hintergrund diente, mußten daher auf Heinse eine ganz besondere Anziehungskraft ausüben. Er glaubte mittelst der Grazien-Philosophie einer Laidion auch das Natur-Evangelium predigen zu können. Bei einem ruhigen und behaglichen Familienleben, wie es sein Meister Wieland führte, wäre es vielleicht auch so gekommen; allein bei dem in die Welt hinausstürmenden Junggesellen wurde die tändelnde Grazie bald über den Haufen geworfen. Er neigte den Lehren Aristipps des Jüngeren zu und verfolgte die hedonische Philosophie mit einer Konsequenz, der Wieland weder folgen konnte, noch wollte. Hier gingen schon Heinse und Wieland in ihren Ansichten auseinander; sie trennten sich aber vollkommen, als Heinse durch Klinger für den „Sturm und Drang" begeistert wurde, dessen Hauptforderung darauf hinausging, das Bestehende umzustürzen und neue Staats- und Gesellschaftsformen zu gründen. Mit der Idee des Ardinghello, auf Grundlage der Gütergemeinschaft und der freien Liebe eine Art griechischer Republiken herbeizuführen, konnte sich der konservative Wieland nimmermehr befreunden.

Heinse wünschte ein freies Staatsleben, in welchem jeder ohne beengende Gesetze seine Kräfte verwerten und nach denselben auch genießen könne. Seine Bürger sind aber keine wilden, zügellosen und arbeitsscheuen Menschen, sondern durch Kunst und Bildung veredelte Naturkinder, so daß sich Heinse, wie er schon in seiner Jugend vor hatte, zur Sekte der feinen Rousseauisten*) schlug. Durch

*) H. s. Schr. VIII. 14.

seine verführerischen Pläne, in schönster Form dargestellt, half er allerdings mit, an den Grundfesten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens zu rütteln. Ja, Rieger*) rechnet Heinse sogar zu den Patriarchen des Sozialismus. Allein dabei darf doch nicht übersehen werden, daß die Voraussetzungen, die Heinse zu seinem Freistaat machte, dem modernen Sozialismus ganz fremd sind, und daß Heinse später seine Ansichten von Gütergemeinschaft und freier Vereinigung nicht nur vollkommen aufgab, sondern in seiner Hildegard sogar den standesgemäßen und geistesverwandten Ehen das Wort redete. Heinses Freiheitsansichten lagen mehr in seiner Künstlernatur begründet. —

Will man Heinse daher richtig beurteilen und ihm die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen, so muß er vom Standpunkte des Künstlers aus betrachtet werden. Er war durchaus künstlerisch angelegt und es erklärt sich dadurch sein sorgenloses, frohes Dahinleben, seine freien, sinnlichen Anschauungen. Seinem heiteren Sinne entsprach vor allem das Reich der Töne, die Musik. Mit Meisterschaft beherrschte er die Orgel, wohl das Hauptinstrument für den talentvollen und phantasiereichen Künstler, da er durch dasselbe alle Arten musikalischer Gefühle in den feinsten und mannigfachsten Nüancen wiederzugeben weiß. Durch rührende, verflochtene Präludien, mit kurzen, zärtlichen Melodien und Imitationen ausgeschmückt, stimmte Heinse Nonnen zur Andacht**); durch fröhliches Geigenspiel erheiterte er die hungernden Mitbürger***), und mit süßem

---

*) Riegers, Klinger, Darmstadt bei Bergsträßer 1880.

**) H. s. Schr. III. 116.

***) H. s. Schr. VII. 63.

Flötenton wiegte er seinen Schüler in den Schlaf.*) Zu Hannover hielt man Heinse für einen Hexenmeister im Klavierspiel.**) Singen konnte er wegen der eigenen Beschaffenheit seiner Luftröhre nicht selbst; aber er dirigierte schon als Jüngling***) Gesang- und Musikübungen, denn er war in die Lehren vom Generalbaß und der Komposition so tief eingedrungen, wie in die Technik und Geschichte der Musik überhaupt. In der Hildegard weist er nicht nur wieder auf den vergessenen alten italienischen Kirchenstil des Palestrina und anderer Meister hin, sondern erkannte auch mit richtigem Blicke Glucks großartige Bedeutung für die Reformation der neuen Musik und zwar zu einer Zeit, wo noch wenige daran glauben wollten.

Für Erlernung irgend eines Zweiges der darstellenden Kunst fehlte Heinse die Ausdauer. Seine ungeduldige Lebendigkeit stand im Gegensatz zu dem langsamen Schaffen und Nachbilden eines Bildhauers oder Malers. Dagegen ist er vermöge seines feinen Kunstsinnes ein trefflicher Beurteiler der Kunstobjekte. Heinses Ansichten und Schilderungen darüber sind um so wertvoller, als er sie in jener Zeit schrieb, in der Mengs, Winckelmann und Lessing so reformatorisch auf dem Kunstgebiete auftraten. Seine Urteile sind jedoch von denen dieser Reformatoren unabhängig, originell und treffend.

Nachdem er sich in die Schätze der Düsseldorfer Galerie hineingearbeitet hatte, war seinem künstlerischen Auge eine

---

*) H. s. Schr. VIII. 69.
**) H. s. Schr. VIII. 122.
***) Archiv X. 375.

neue Welt erschlossen; mit richtigem Blicke erkannte er jetzt seinen inneren Beruf. Die Kunstschätze der Holländer zogen ihn an, und nach Italien drängte es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Aus Heinses Kundgebungen über die größten Werke der darstellenden Kunst leuchtet das tiefempfundene, selbstthätige Denken hervor; sein Auge, vorzüglich auf das Plastische gerichtet, weiß die verborgensten Mängel zu finden, und er verstand es, die feinsten Vorzüge und Eigenheiten des Künstlers zu würdigen. Seine ästhetische Durchbildung aber erhob ihn über althergebrachte oder neu formulierte Kunstansichten, wenn dieselben einseitig oder befangen waren. Er trat gegen Winckelmann und Lessing auf, weil dieselben die Antike auf Kosten des Modernen bevorzugten, und kämpfte für die zurückgesetzte Landschaftsmalerei, wie überhaupt für die Beachtung der Natur. Der Künstler muß sich, nach seiner Anschauung, aus sich selbst heraus, frei und natürlich entwickeln können, und darum wünscht er für denselben auch eine andere Schule. „Ich habe Mitleiden mit den jungen Menschen", schreibt Heinse*), „die Maler werden wollen, wie so verkehrt sie fast überall, erlauben Sie das Wort, zugeritten werden. Ohne das geringste vorläufige Studium der Mathematik und Anatomie, müssen sie, nach einigen beliebigen Kritzeleien von menschlicher Gliederform und Figur, mit der hölzernsten Idee von Proportion und Gestalt, sogleich über einen alten Kopf her; dann einem meistens verwahrlosten Modelle gegenüber sitzen; dann Farben, wovon sie wenig begreifen,

*) H. s. Schr. VIII. 205 ff.

nachsudeln, und endlich komponieren, wie sie's heißen." Namentlich hält er das voreilige Nachbilden der Antike für schädlich und bemerkt dazu: „Sie fangen bei der obersten Stufe an, und meinen, daß man die andern alle überspringen könne, ohne zu bedenken, daß bei der Kunst, wie bei der Natur, ebensowenig etwas per saltum geschehe." — Für Heinse ist „Herz und Sinn des Künstlers", nicht aber die vorgestellte Sache, der Hauptwert an einem Kunstwerke. In diesem Sinne sind seine klassischen Kunstbeschreibungen aufzufassen und seine Schilderungen des Sinnlichen zu betrachten; dann wird man über ihn ein richtiges Urteil fällen.

Der schwächste Teil Heinsescher Produktion liegt auf dem Gebiete der Dichtkunst. Wie schon bemerkt, ist er nicht ohne poetische Anlagen gewesen, — er steht hierin seinem Meister Wieland nicht viel nach, — aber daß er diese Gabe zu wenig pflegte, daß er, Wieland entgegen, auf dichterische Formgewandtheit fast gar kein Gewicht legte, das läßt ihn in einem minder günstigen Lichte erscheinen. Leichte anakreontische Lieder, epigrammartige Sinngedichte und einige Episteln sind seine poetischen Erzeugnisse. Das Gebiet der Lyrik betritt er manchmal mit entschiedenem Glücke*); außerdem gelang ihm manche freie Nachbildung.**) Seine Uebersetzungen zeigen das tiefste Eindringen in den Geist der Dichter. Daß er aber Tasso und Ariost in Prosa übersetzte, kann nur auf Rechnung seiner künstlerischen Sorglosigkeit in Bezug auf

*) H. s. Schr. IX. 146.
**) Pröhle 282 ff.

poetische Formen gesetzt werden; denn der Geist dieser Dichter berührte ihn so tief, daß er bei Abfassung seiner Stanzen, wegen deren er mit Wieland in Konflikt geriet, sich nichts weniger vornahm, als mit Ariost an Phantasie und mit Tasso an Schönheit des Ganzen zu wetteifern. Das Bedürfnis nach poetischen Genüssen teilte er mit Wieland; darum sehen wir ihn auch im Halberstädter Dichterkreise als den fleißigsten unter den dortigen Poeten.

Weit mehr leistete Heinse auf dem Gebiete der Prosa, als Roman- und Kunstschriftsteller. Die frischen Eindrücke des Lebens allseitig aufzufassen und durch den lebendigen Geist der Sprache wiederzugeben, gelang ihm wie wenigen der großen Schriftsteller seiner Zeit, und doch wird er, mit Unrecht, mehr als ein anderer derselben, getadelt. Sein Stil ist eben ein ganz eigenartiger „Heinse schreibt nicht“ sagt König Ludwig I., „er malt, wie Coreggio, (sein Lob, sein Tadel); in des Südens Glut taucht sich sein Pinsel, Flamme jeder Zug, jedes Wort Bild. Es erstaunt, seine Werke lesend, der Teutsche über seine Sprache, wird (und wie anders noch, als in Bürgers) überrascht; welch' neue Welt derselben öffnet sich ihm!“ — Die südliche Farbenpracht seiner Bilder, die lebendige Anschaulichkeit seiner Schilderungen und der bestrickende Zauber seiner sinnlichen Zeichnungen machen, daß sich seine Feder für den Roman, wie für Beschreibung von Kunstobjekten ganz besonders eignet. Wieland wird hierin von ihm vielfach übertroffen, wie nicht minder durch die kürzeren und prägnanteren Ausführungen Heinses. Sprachliche Neubildungen und keck angewendete

Ausdrücke überraschen den Leser in gleicher Weise, wie die Fülle der Anschauungen, wie die unwiderstehlich fortreißende Diktion.

Es herrscht ferner ein energischen Zug von Naturwahrheit und Realismus in den Heinseschen Schriften. Weit mehr als Wieland tritt er dadurch den ätherischen oder sentimentalen Elementen jener Zeit entgegen und wird der Vorläufer der Goetheschen Künstlerprosa. Daß es dabei manchmal etwas freier hergehen muß, liegt in der Natur der Sache, und Heinse konnte sich gegen die übereifrigen Sittenrichter nicht besser gleich im voraus rechtfertigen, als durch die kleine Fabel, die er seinem Ardinghello vorsetzte: „Ein wächserner Hausgötze, den man außer acht gelassen hatte, stand neben einem Feuer, worin edle kampanische Gefäße gehärtet wurdeu, und fing an zu schmelzen. Er beklagte sich bitterlich bei dem Elemente. Sieh, sprach er, wie grausam Du gegen mich verfährst! Jenen giebst Du Dauer, und mich zerstörst Du! Das Feuer aber antwortete: Beklage Dich vielmehr über Deine Natur; denn ich, was mich betrifft, bin überall Feuer."

In der Romantechnik ist Heinse nicht sehr weit vorgedrungen. Die Einkleidung ist oft ein allzuloses Gewand, das er sorglos und lässig den Belehrungen, Erklärungen und Auseinandersetzungen überwirft, während Wieland fortwährend an der Form verbessert. Letzterer verstand es auch, mit seinen Ausführungen sich in den Orient, in die Märchen- und Griechenwelt zurückzuziehen und dadurch in der Frivolität naiv-tändelnd zu erscheinen; bei ersterem tritt der Gegensatz von Natur und Kunst,

von Wirklichkeit und Ideal allzustark hervor, so daß er darin reflektiert-pathetisch wird. Wielands philosophische Darlegungen und staatsreformierende Vorschläge sind maßvoll; Heinses rationelle Ideen und eingreifenden Umsturzpläne überschwenglich.

Und doch lassen sich solche Mängel leicht vergessen, wenn man bedenkt, wie Heinse der deutschen Nationalpoesie durch seine Kunstromane wieder neue Gesichtspunkte eröffnete; wie er durch die Vorzüge seiner Prosa auf seine Zeitgenossen, Goethe nicht ausgenommen, eingewirkt hat; wie er nicht minder einerseits auf die Romantik, anderseits auf das junge Deutschland seinen Einfluß geltend machte. Der unbefangene, vorurteilsfreie Untersucher wird finden, daß seine Schriften dem Realismus in der deutschen Literatur wieder mehr Geltung erwirkten. Als Gründer des deutschen Kunstromans gebührt ihm auch in der deutschen Literaturgeschichte ein Ehrenplatz, wie er einen solchen in der Walhalla einnimmt. Ein Stern erster Größe an dem deutschen Dichterhimmel des vorigen Jahrhunderts ist Heinse nicht geworden; aber er ist und bleibt für uns der beredetste Prediger des Rousseauschen Naturevangeliums, Wielands talentvollster und geistreichster Schüler und einer der eigenartigsten deutschen Schriftsteller!

Anhang.

Beilage I.

Wohlgebohrner*) hochgeehrtester Herr canonice!

Nach dero hohen entscheidenten Characteur bin ich überzeuget gnug was Hochdieselben meinem Sohne vor Freundschaft und Gewogenheit erwiesen, als welche mit der größten Dank-Begierde auf das Lebhafteste zu rühmen, nimmermehr vergessen werde. So viel weis ich, daß er bereits vor 1½ Jahren nach Halberstadt, in condition zu gehen vorgab ob derselbe aber noch allda ist, weis ich nicht. Ob ich nun wohl an seiner Vorsichtigkeit nicht zweifle, so nehme doch an seinem Wohl den größten Theil und unterwinde mich aus zärtliger Vater Liebe Bey Ew. Wohlgebohrn Herren ergebenst mich zu erkundigen, ob er noch allda sich befindet, oder ob die Welt dortselbst ihm zu enge gewesen, und solche weiters circuliret, oder ob er in die Eliesäischen Felder gegangen und seinen Stand in der Ewigkeit gesuchet kein wunder wäre dieses, weilen er hier in der Zeitligkeit seinen Fuß nicht ins trockene sezen können, doch hoffe ich dieses nicht, sondern daß er vielmehr seinen Stab. bald hieher

*) Buchstäblich abgedruckt.

versezen, und dessen alten Vater bey seiner Schwachheit zu stüzen die kindliche Regung haben werde.

Nach dero Aquinimitet*) bitte ich gehorsamst diese Zeilen ihm gütigst vor die Augen zu bringen wenn er noch allda ist oder wo er etwa seinen Aufenthalt weiters haben möchte, ihm zu spediren. Ob es vielleicht möglich sey, sein Kindlich Herz zu bewegen, an dessen Vater zu denken und ihm mit Ueberschreibung dessen jetzigen Standes und Wohles zu versichern und zu erfreuen. Sollte auch dieses nicht zu werke gehen können, so bitte mir dero Liebe aus dieses anstatt seiner zu erfüllen und meinem Wunsch zu gewähren, ich verharre dafür mit aller Ehrfurcht und Liebe

Ew. Wohlgebohrner Herr

Langewiesen bey Illmenau den 27. May, 1774.

ganz gehorsamster Diener Johann Nicolaus Heinse.

(NB. Die Schrift des Vaters Heinse verrät eine durchaus gewandte Schreiberhand, ist leicht leserlich, fest und charakteristisch. Das Original ist im Besitz der Gleimschen Familienstiftung zu Halberstadt. Die Adresse lautet: A Monsieur Monsieur Kleim Chanoine de la Cathedrale de et à Halberstadt. Franco Duderstadt.)

---

*) Aequanimität von Aequanimitas = die Geduld, Sanftmut.

Beilage II.

Aus einem Briefe des kgl. Gymnasialdirektors Herrn Schmiedter zu Schleusingen teile ich folgendes mit: „In den Akten des Gymnasiums zu Schleusingen reichen die Schülerverzeichnisse nur bis 1772 zurück, aber Heinses Name findet sich in einem Programm von dem Conrector Dr. Albrecht Georg Walch aus dem Jahre 1765. Der Titel des Programms lautet: „„Freie Gedanken von dem wahren Werte des Theaters. Eine Ankündigung einiger theatralischer Uebungen, die von der auf dem Hennebergischen gemeinschaftlichen Gymnasio studierenden Jugend auf dem Theater E. E. Stadt-Raths den 23. 24. 25. April dieses Jahres sollen unternommen werden."" (Seit 1756 haben keine Aufführungen stattgefunden.)

Es wurden gespielt die Lessing'schen Stücke:

am 23. April: Miß Sara Sampson.
Die Juden.
am 24. April: Der Freigeist.
Der Schatz.

(Im Personenverzeichnis steht: Staleno, Leanders Vormund, Joh. Jac. Wilh. Heinse aus Langewiesen.)

am 25. April: ein Singspiel, die Leipziger Allee.

In einer lateinischen Einladungsschrift des Conrectors Dr. A. G. Walch 1766: Prolatio geographica de longitudine maris, qua praemissa ad benevole auscultandas quatuor declamationes a totidem gymnasii Hennebergici civibus in superiori eius auditoria d. 29. Jan. habendas Schleusingam litteratam humanissime invitat Dr. A. G. Walch findet sich folgende Ankündigung:

Illustri Regimini et Consistorio Electorali, quod

Schleusingae est, fausta quaeque adprecabitur Joh. Jac. Wilh. Heinsius. — Langewiesa-Schwarzburgicus, cum oratione Gallica de immortalitate animorum solis ratiociniis et citra revelationis divinae effata non demonstranda suo ex sensu deprompto sermone declamabit.

Ein einleitender Satz sagt über die vier Vortragenden, von denen Heinse der dritte ist: Ut religioni, qua sub auspicium huiusce anni gymnasium nostrum constrictum se profitetur, rite fiat satis publica auctoritate quatuor eius cives crastina luce prodibunt pio hocce et solemni ritu defuncturi, quorum alii divina paene ingenii foecunditate dotati (quam non sibi, sed Deo debere meminerint) omni, qua iuvenilis aetas erudiri solet, liberaliori doctrina sese imbuerunt, alii vero discendi studio morumque rectitudine et elegantia sese nobis probaverunt. —

Beilage III.

Empfindungen.

In einem entzückenden Thale im Mai 1766 niedergeschrieben von einem Jünglinge, der noch ein Knabe war.

Heiter ist der Himmel über mir!
Süße Düfte wallen mir entgegen!
Weste schlagen mit verliebten Schlägen
Eine Rose nach der andern hier!
Über allen Blüten brütet Segen! —
Millionen gäb ich nicht dafür!

Durch die Buchen fließet Abendröthe!
Zu dem Murmeln an des Baches Fall
Singt entzückend eine Nachtigall!
Singt entzückend eines Frühlings Flöte!

Mutter Erde! Tränk' in meiner Aue
Deine Kinder nun mit frischem Thaue,
Und erquicke diese lechzende Flur!
Selig ist der Unschuld die Natur!

Muß ich streben wohl nach Perus Schätzen?
Braucht die reine Freude Gold?
Ist mir meine Chloe hold, —
Brauch ich Dappion, mich zu ergötzen?
Wein und Rosen und noch Chloens Kuß
Ist des Lebens edelster Genuß.

Wenn ich diese nur genossen habe!
Sie nicht mehr genießen kann,
Fängt empfindungsleeres Alter an. —
Dann, so tragt mich nur zu Grabe.

Fühl ich einst bei meiner Chloe Küssen
Keine Wollust durch die Nerven fließen;
Sind zuwider Chloe, Freunde, Wein,
Und die Zärtlichen, die Theuren;
Wein ich bei Zayren keine Zähre;
Fühl ich einst bei Gleims und Kleistens Liedern
Keine Wonne zittern in den Gliedern: —
Dann ist's besser, nicht zu sein!

O gelassen, ruhig will ich sterben
Noch mit dieser kummerlosen Brust!
Diesem Kopfe voll von weiser Lust!

Könnten heitrer Kopf und reine Brust
Nach dem Tod ein Paradies erwerben,
Würd ich wahrlich mir auch eins ersterben!

Aber ach! daß Würmer diese süßen,
Lachenden Gedanken essen müssen!
Die Gedanken von beblümten Flüssen,
Vollen Busen, Rosenlippen, Küssen! —

Alle Lieder des Anakreon!
Alle Weisheit der Bacchidion!
Jedes Bad in diesen frischen Lauben
Und den Saft der Nektar süßen Trauben!

Diesen Himmel, diese heit're Flur,
Jedes Bild der reizenden Natur!
Meines Jomelli Melodieen,
Welche Felsenherzen nach sich ziehen!

Dieser Busen, wo nur Liebe schlägt!
Der den ganzen Himmel in sich trägt!
Ach, daß Würmer alles essen müssen,
Nach unüberwindlich starken Schlüssen!

Young und Plato, eurer Schwärmerei
Stimmt man nur mit dem Munde bei! —
Und was wird aus Deiner Seele werden,
Wenn Du nun gestorben bist?
Wenn ein Wurm an diesen Fingern ißt?

Das Gehirn verwandelt ist zur Erden,
O, wo wirst Du dann, o Seele, sein?
Kehrest Du wohl bei den Teufeln ein?
Kann ein Wesen, das in Millionen
Sonnenwelten viel Centillionen
Thiere zum Genuß der Lust gemacht,
Und zum Leiden keins hervorgebracht,
Wohl für seinen Liebling Höllen schaffen?

Wer bestraft ein Vögelchen mit Qual,
Das ein Stückchen süßen Zuckers stahl?
Könnt ihr dieses thun, ihr schwarzen Pfaffen?
Gott ist weiser. Gott ist kein Tyrann.
Gütig ist er — kann er mich verdammen?
Können Fehler seine Rach' entflammen,
Die kein Fleischlicher verwinden kann? —

Teufel, ew'ge, qualenvolle Hölle,
Finden wohl in Gottes Welt nicht Stelle: —
Wenn der Erdkreis sich um mich bewegt,
Und vor meinen Augen Sonnen hüpfen;
Wenn die Lebensgeister mir entschlüpfen,
Und das letzte Leben in mir schlägt. —

Soll ich bald nun mit dem Tode ringen: —
Will ich mit dem weisen Chaulieu singen,
Noch von Funken dieses Feuers warm,
Das verwelken machet diese Rose:
„Ruhen werd ich doch in Deinem Schose,
O Natur, wo nicht in Gottes Arm."

Hier in diesem dichterischen Thale,
An der Stelle, wo zum ersten Male,
Ich und Chloe uns entzückt umfingen —
Busen an Busen wallte, Lippen hingen
An den Lippen, wie die sel'gen Bienen,
Wenn der Lenz vom Himmel ist erschienen,
An den Nektar reichen Blumen hangen,
Wo die Nachtigallen um uns sangen:
An der Stelle soll man mich begraben.

Diese werde von Mädchen mit Rosen bepflanzt!
Von Verliebten, wenn sie blühen, umtanzt!
Auf mir soll ein Stein die Aufschrift haben:

† † †

Ich lebte; der du dieses liest,
O Erdenbürgerchen! das ist:
Ich aß und trank das beste,
Was ich erhalten konnte, küßte,
Die schönsten Mädchen auf Moose mit Rosen bestreut,
Trank Nektar schon in dieser Zeitlichkeit!
Ich scherzte mit Mädchen und Freunden,
Die selten mit mir weinten.
Ich opferte den Charitinnen,
Und ihrer Göttin Lyaeen*) und den Pierinnen!**)
O Erdenbürgerchen!
Kannst Du nichts besseres wohl im Leben dir ersehn,
So magst du gleich von dannen gehn,

*) Lyaeus, dem Bacchus gehörig.

**) Von Pieria, ein Berg und eine Stadt in Böotien, den Musen gewidmet.

Du seist von Armen oder Reichen!
Und leben so, und thun desgleichen.

Leichentext.

Du schwimmst in der Zeiten Raum,
Wie auf Strömen leichter Schaum.
Kannst du nicht so bald zur Erden,
Wie der Schaum zu Wasser werden?

† † †

Doch dort seh ich in den jungen Linden
Chloen wandeln, sich durch Zweige winden,
Wie die Rosen blühet ihr Gesicht!
Reizender ist wohl Aglaia nicht.
Sie umfließet eine Atmosphäre,
Ach, wenn ich entzückt darinnen bin,
Strömt die Wonne in jedem off'nen Sinn,
Und mir ists, als ob im Himmel ich wäre. —
Nicht in Dantens neunter Himmelssphäre —
Im Elysium, nach der Griechen Lehre!

Komm', o Chloe, meines Lebens Lust!
Küsse ruhig die empörte Brust!
Jage Würmer, Tod und alle Teufel
Fort von mir und jeden finstern Zweifel! —

Beilage IV.

Wieland empfahl Heinse an Vater Gleim folgendermaßen:*)

Erfurt, den 18. November 1774.

Liebster Gleim!**)

Ich wende mich an Sie, um Sie zu bitten, ein Werk der Barmherzigkeit an einem jungen Autor zu thun, und ihm — einen Verleger zu verschaffen. Hier, bester Gleim, lesen Sie selbst und sehen Sie, ob Heinse nicht ein Genie ist, der Aufmunterung verdient. Ich bin gewiß, Sie werden so mit mir denken, wenn Sie sein Manuskript durchblättert haben. — Er hat unläugbar viel Genie, viel Feuer, und für seine Umstände ziemliche Kenntnis. — Sein Genie ist noch brausend und trübe, wie junger Wein. Sein Feuer brennt noch nicht gleich, noch rein genug. Seine Kenntnisse sind noch mangelhaft und il y a beaucoup de crudités dans son esprit. — Aber, gleichwohl kann was Großes aus dem jungen Manne werden. — Womit ich am wenigsten zufrieden bin, ist sein Cynismus, — der sich sonderlich in seinen Sinngedichten offenbart, — und die wenige Achtung, die er zuweilen gegen Vorurteile hat, qu'un honnête homme doit respecter. Seine Moral ist zuweilen nicht die beste, aber das alles wird sich

---

*) Ich habe diesen Brief und alle folgenden brieflichen Mitteilungen nach den Originalen in der Gleimschen Familienstiftung zu Halberstadt verglichen und setze solche, obgleich sie zum Teil schon in „Ausgewählte Briefe von Wieland an verschiedene Freunde" Zürich 1815, zum Teil durch Körte und Pröhle veröffentlicht sind, zum besseren Verständnis hierher, da auch manche bisher ungedruckte Stellen darunter vorkommen.

**) Gleim stand schon seit 10. März 1755 mit Wieland in Korrespondenz.

schon geben, wenn sich der Mensch gesetzt haben wird. Mit allen seinen Fehlern hoffe ich, Sie werden ihn Ihrer Protektion würdig finden. Seine schlechten Umstände, Mangel an Erziehung, an feiner Lebensart, sind die hauptsächlichsten Quellen davon. Wo sollte er den guten Ton gelernt haben? — Haben Sie die Güte, liebster Freund, ihm einen Verleger zu verschaffen, der wenigstens die armselige Generösität hat, ihm 15—20 Luisdor für dieses Manuskript zu bezahlen und wenn Sie einen solchen Mann gefunden haben, so belieben Sie das Geld an mich zu schicken. — Ich bitte Sie nicht um Vergebung wegen der Bemühung, die ich Ihnen zumute. Ich kenne das Herz und die Denkart meines Gleims. — In Leipzig, wo ich die ersten Versuche machte, konnte ich keinen Verleger dazu finden. Es ist aber auch wahr, daß ich die Saiten zu hoch spannte. Ich verlangte 25 bis 30 Luisdor. Das war zu viel. Ein neuer unbekannter Autor muß mit Allem zufrieden sein, was man ihm gibt. Unser junger Autor ist bei aller seiner epikuräischen Schelmerei ein armer Schelm. Clodius will ihm eine Hofmeisterstelle in Leipzig verschaffen; aber er braucht etwas Geld, um sich ein wenig zu equipieren. —

Noch ein Wort von den Sinngedichten. Haben Sie die Gütigkeit, diejenigen durchzustreichen, die ihnen nicht gefallen. Einige sind cynisch, einige platt. — Der Geschmack des jungen Mannes ist noch nicht rein und seinen Sitten hängt noch zu viel von dem Pöbelhaften seiner Erziehung an. In einigen Stücken ist wahrer Witz. Mit den übrigen verfahren Sie nach Belieben. Er unterwirft sich schlechterdings Ihrem Urteile. (Wieland.)

Beilage V.

Wieland an Gleim.

Am 22. März 1771.

„Herr Heinse empfiehlt sich zu Gnaden und ist sehr gerührt von aller Ihrer Gütigkeit für ihn. Er ist kein Theologe, sondern ein manquirter Jurist, c'est qu'entre nous il est un tant soit peu fripon etc. etc., und taugt in keinerlei Betrachtung in ein Predigerhaus. Kurz und gut, er mag auf eine bessere Gelegenheit warten. Daß Sie ihm einen Verleger gefunden haben, hat ihn unendlich erfreut und er bittet Sie instanter, instantius, instantissime zu machen, daß wenigstens ein Teil seiner Dialoge auf die Ostermesse das Licht sehe. Er hofft sich durch den Dialog über die Musik bei seiner gebietenden Dame, der regierenden Fürstin von Sondershausen, welche eine Kennerin und Dilettantin von Musik rc. rc. sein soll, zu insinuieren und dadurch seinen übrigen Absichten förderlich zu sein. Auch von seinen Sinngedichten bittet er Sie, diejenigen, welche Ihnen am wenigsten mißfallen und worin keine so scandaleuse Reime vorkommen — ich denke hierin ebenso wie mein Gleim — auszuzeichnen und drucken zu lassen. Die übrigen Dialoge, welche der Ausbesserung noch am meisten bedürfen, bittet er sich wieder aus, um sie zu beschneiden rc. rc. Er ist noch jung, ein ingenium luxurians und es fehlt ihm noch sehr an dem guten Ton; aber durch Aufmunterung und freundliche Kritik ist schon was aus ihm zu machen. Wenn Sie gelegentlich noch 6 oder 8 Luisdor für ihn entbehren können, so kann er sie freilich wohl gebrauchen und belieben Sie sich für alles bei seinem Verleger wieder bezahlt zu machen, welcher, wie ich hoffe, so übel mit diesem neuangehenden Autor nicht fahren wird.“ (Wieland.)

Beilage VI.

Vorweiser dieses, Herr Wilhelm Heinse, J. U. Candidatus, aus dem Henneberg, welcher, nach Vollendung seines zu Jena und auf der hiesigen Akademie zugebrachten Academischen Curriculi, im Begriff ist, in seinen Angelegenheiten nach Franckfurt abzugehen, wird als ein junger Mann von vorzüglichen Talenten und nicht gemeiner Stärcke in den Philosophischen Wissenschaften und der schönen Litteratur allen Gönnern und Freunden derselben angelegenst hiemit empfohlen von

Erfurt, den 29. Sept. 1771.

C. M. Wieland,
Kurfürstlich Maynz. Regierungs-Rath und erstem öffentlichen Lehrer der Philosophie zu Erfurt.

Beilage VII.

Angabe mehrerer auf Wieland sich beziehenden Briefstellen während Heinses Aufenthalt zu Erlangen.

(Heinse an Gleim. 29. Jan. 1772.) „Mein einziger Trost ist, daß ich einen frommen Schüler des göttlichen Wielands hier gefunden habe.“ (Am 18. Febr. 1772.) „Ihren Uz muß ich noch sprechen und sollt ich barfuß nach Ansbach laufen müssen. Der Schüler Wielands wird mit dahin reisen. Er heißt Diel und ist eines Kaufmanns Sohn aus Frankfurt a. M. und hat Wieland sehr fleißig in Erfurt gehört.“ — „Ich freue mich herzlich darauf, (auf die Gleim'schen Werke) wie auf

Wielands neuen Agathon. Wielands älteste Grazie hat die Blattern und er soll wie von allen Grazien verscheucht, in seinem Hause herumwandeln. Welch' ein guter Vater ist nicht dieser göttliche Mann." (Am 17. April 1772.) „Ohne Zweifel wissen Sie es, daß Wieland der Liebling der Herzogin von Weimar ist und daß sie seinetwegen einen Ball gegeben hat, in welchem alle Personen und Szenen des neuen Amadis sind gespielt worden. Wielanden hat nichts besser gefallen, als die treffliche Vorstellung seiner Dindonette. Schon jetzt erbaut sie sich an seinem goldenen Spiegel. O nähmen doch unsere Krokodille von kleinen Despoten im deutschen Reich ein Beispiel an ihr." (Am 10. Juli 1772.) „Der Herr Rat Riedel in Wien wird nächstens eine Reise nach Italien mit einigen Künstlern machen. Vielleicht könnte ich mit ihm reisen, wenn ich nicht zu spät käme. — Versprochen hat er Wielanden, den Kaiser an die Spitze der Pränumeranden seines Agathons zu verschaffen (= den Namen des Kaisers für die Subskriptionsliste zu gewinnen). — Wieland wird, wie mir unter den Rosen der Freundschaft, wie vielleicht auch andern entdeckt worden, künftige Michaelis von Erfurt nach Weimar ziehen. Er erhält eine Pension von tausend Thalern, und seine Gemahlin 300 Thaler, so lange sie lebt. Er wird mit den jungen Prinzen reisen." — „Ich stehe in keiner Verbindung mehr mit dem Herrn Hauptmann v. Liebenstein, da er sogar meine Kost nicht mehr bezahlen kann. Er erwartet Geld zur Bezahlung seiner Schulden und wird dann nach Berlin abgehen, um wieder in preußische Dienste zu kommen. Ich muß jetzt also ganz allein für mich sorgen und da ich nicht mehr als Sekretär de son Excellence le Comte de Schmettau hier bleiben kann, so ist es notwendig, so bald es mir möglich ist, mich von diesem Ort zu entfernen,

denn ich habe hier nur mit Leibesnahrung und Notdurft, und dem Gefühl von Ehre, sich nicht vom Pöbel beschimpfen zu lassen, als Erzfeinde zu kämpfen.“ —

(Gleim an Heinse. 15. Juli 1772.) „Bedenken Sie sich immer noch, ehe Sie nach Wien gehen. Ich will ihretwegen mit dem vortrefflichen Wieland Abrede nehmen.“ — „Wenn unser Wieland es für Glück hält, ein Hofmann zu werden, so freuts mich, daß ers geworden ist. Ich würde es nicht für Glück halten, und würde ichs am Hofe des weisen Salomo!“

(Heinse an Gleim. 2. Aug. 1772.) „Der göttliche Wieland kommt ganz gewiß nach Weimar. Selbst die Herzogin hat eigenhändig an den Kurfürsten wegen seiner Entlassung geschrieben. Sie wollen mit dem göttlichen Wieland meinetwegen Abrede nehmen? Ich verlange keine großen Ehrenstellen. Wenn ich nur ein Jahr lang ruhig leben könnte!“ — (Am 7. Aug. 1772.) „Wieland, der göttliche Mann, ist höchst selten in Erfurt anzutreffen, sonst reiste ich selber zu ihm und bäte ihn, für seinen Heinse ein wenig zu sorgen. Die Herzogin von Weimar hat eigenhändig den Kurfürsten um seine Demission gebeten. Der göttliche Uz sagte wie sein Gleim: „Ich möchte kein Hofnarr werden und sollte es an dem Hofe des weisen Salomo sein. Der göttliche Mann muß seine geheimen Ursachen haben, daß er hier nicht in die Fußtapfen seines Vorgängers, des heiligen Sokrates, treten will. Schon längst wurde es Riedeln angeboten, mit den Prinzen auf Reisen zu gehen; aber er schlug es ab. Vermuthlich waren die Bedingungen nicht so vorteilhaft, als sie es bei Wieland sind.“

Beilage VIII.

Halberstadt, den 14. Februar 1773: Ich erschrecke, bester Heinse, da ich nach dem Datum Ihres Briefes sehe; schon den 4. war er geschrieben und ich beantworte ihn erst heute. Zwar schrieb ich Ihnen vor dem 4. und sandte Ihnen die „Musikalische Reise". Wer weiß aber, ob dieser Brief nicht noch bei Massow liegt? Denn die Frau von Massow wußte gestern Abend im Konzerte nichts, ob er nach Quedlinburg befördert sei. Warum aber, mein bester Heinse, müssen Sie denn zu Quedlinburg bleiben? Ich habe dem Herrn und der Frau von Massow geklagt, daß ich durch Ihr Dortsein an dem Vergnügen der Winter-Abende zu viel verloren hätte. Kommen Sie doch ja bald zu uns. Bis Ostern, das wäre ja so viel wie gar nicht, denn Frühling und Sommer können Freunde sich nicht oft sehen; man ist zu zerstreut. Ich habe die Frau von Massow gebeten, uns nicht ganz zu verlassen. Meine Bitten aber pflegen bei den Damen selten statt zu finden; also kommen Sie den meinigen mit den Ihrigen zu Hilfe. Die Frau von Massow hat diesmal mir nicht so sehr, als sonst immer, gefallen. Sie saß, so oft ich sie sah, tief in Gedanken, als wenn sie Gram hätte, der ihr alles Vergnügen verbittere, verleide. Gestern im Konzert kannte ich sie nicht, so finster sah sie aus; wenn der Aufenthalt zu Quedlinburg ihr diesen Gram ins Herz und ins Gesicht gegeben hat, so beschwören Sie, mein bester Heinse, die vortreffliche Frau, bei allem was süß und angenehm ist, diesen fatalen Aufenthalt zu verlassen und zu uns zu kommen. Ich will, wenns nicht glatteiset, sie alle Tage besuchen und ihr ein Rober, Sie kennen diesen Helden unter den geistlichen Rednern wohl nicht, ihr Trost- und

Kabinetsprediger sein. — Vortrefflich, mein bester Heinse, daß Sie mit Ihrem Elysium fertig werden. Ich schreibe morgen nach Leipzig und bestelle die Presse. Groß habe ich noch nicht gesprochen. Er mag wollen oder nicht, ich selbst werde Ihr Verleger, wenn sich kein besserer findet.

Unser Jacobi sitzt Tag und Nacht bei seinen Musen. Ich sehe ihn nur zuweilen in Gesellschaft; und dann ist keine Silbe mit ihm zu sprechen, so voll ist er von seinen Musen und vielleicht auch von seinen Mädchen, den man gibt ihm Schuld, daß er deren zweie jetzt hätte. Zwei Mädchen, Himmel! die zu bestreiten, vergnügt zu erhalten, alle Teufeleien der Eifersucht abzuwenden! Was kostet das! —

Unsern Schmidt sehe ich doch zuweilen und denken Sie einmal, wie's mir mit ihm gegangen ist. Da gab ich in aller Herzensfreude letztens ihm Ihren Brief zu lesen, ohne daran zu denken, daß darin von Erwerbung der Minnesänger die Rede ist. Was sollte ich machen? Ich mußt ihm gestehen, was ich verschweigen wollte. Das Geheimnis ist also nur unter uns dreien. — Die von den Toten erweckten Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und Herren haben ihm so sehr gefallen, daß er gleich selbst einige Erweckungen versucht hat und es ist ihm herrlich gelungen; aber es soll unter uns bleiben. Schmidt ist ein lieber, vortrefflicher Mann; den kann mein lieber Heinse lieben, wie er will; ich werde nicht eifersüchtig. Er hat ebensoviel Frömmigkeit und gutes Herz, als gutes Genie. — Das erste Buch der Minnesänger-Gedichte geht morgen nach Leipzig ab; es hat mir diese Woche schrecklich viele Kopistenarbeit gekostet. Das Abschreiben ist eine schreckliche Sache. Gewiß hätte ich unterdessen eben so viele Lieder gemacht, nicht gemacht, gesungen, denn ich singe, wenn ich mache.

Noch ein Wort von unserem Jacobi. Sagen Sie ja keinem Menschen, daß er zwei Mädchen hat. Ich glaube nicht, daß es wahr ist. Er hat ihrer mehr; denn so wie er die Mädchen hat, kann er ihrer tausend haben in Halberstadt, tausend in Canobus (?), tausend in Zelle ꝛc.

Empfehlen Sie mich dem Schellersheim'schen Hause zu Gnaden, bester Herr Sohn und lieben Sie Ihren Papa Gleim.

Beilage IX.

An Herrn Kriegssekretär Schmidt.

Ins Elysium wurde ich hingezaubert, *)
Minnesänger! in jene wonniglichen
Uebertemp'schen Gärten, in die Auen,
Wo die Quellen der Charitinnen glänzend
Sterniglich in den Bach der Jugend hüpfen,
Der durch Haine von Myrthen dann sich schlängelt
Und durch Rosen, wo die Laïdien, Leden
Und Aspasien mit Alkibiaden
Und Bathyllen und Herkulesen wandeln,
Mit den Gütern der Phidiase leichter,
Rosenröther hinschweben zum Entzücken,
Als die Grazien nach Horazen tanzen —
Minnesänger in meiner Lais Himmel,
Wo dein süßestes, wonniglichstes sich ver-

---

*) Diese Beschreibungen werden denen, die diese etwa lesen und nicht völlig verstehen werden, binnen kurzer Zeit verständlicher sein können. (Diese Bemerkung von Heinse bezieht sich auf seine kurz darauf erschienene Laidion.)

lieren würde, wie ein Accentchor sanftlich
Hingeflochten zu jenen Melodien,
Womit Danaen Agathons fesseln.
Ins Elysium wurde ich hingezaubert,
Auf des Maneos, der jüngsten der Huldinnen,
Auf des Gott's der Träume Schwanenrücken
Sank ich flüchtig, augenblicklich. —
Träumend reist man schneller, als in Kutschen
Von den Pferden der Engel selbst geflogen:
Jetzt ist man im Bette, jetzt im Himmel.
Der kann Lavatern fragen, wer daran zweifelt.*)
Unaussprechlich und unbeschreiblich ist das,
Was Laidion dir nicht hat beschrieben;
Kein Sinn hat die Weile zum Aufschreiben
Ins Gedächtnis, er muß zuviel preisen;
Denn kann Paulus, der Allesprachenwisser,
Selbst unmöglich empfinden machen, was kein
Menschenaug gesehen, kein Ohr gehört,
Nicht gekommen ist noch ins Menschenherz —
Kurz! was keiner gesehen im dritten Himmel.
Kaspar Lavater wills zwar noch beschreiben;
Aber wird er St. Paulus Lügen strafen?
Kurz was einer gesehen im dritten Himmel

---

*) Dessen Seele, ein sens simplex, das ist ein Ding, das gleichsam etwas, sonst aber nach dem Ausspruch grundgelehrter Weltweiser nichts ist — im Huy sich durch alle neun Dantischen Himmel und seines selbst gemachten dazu ausdehnen und alle Monaden darinen sehen, hören, schmecken, riechen und fühlen und mit einigen Millionen anderen Sinnen, von denen wir sublunarische Geschöpfe leider noch nichts wissen, schon hier empfinden und lauschen kann.

Kann er sich nur beschreiben; denn verständlich
Und empfindlich ists keinem, der nicht da war.
Mein Elysium war zwar nicht der dritte
Himmel; aber es ist doch ein Himmel,
Ob er gleich nicht von Gold und Silber strotzet.
Und wie Sonn' das Auge rundum blitzet.
Folglich vieles auch schwerlich zu beschreiben,
Wenn man vollends im Traum es nur gesehen hat.
So viel ist gewiß, ich sah die Musen
Und die Grazien und noch hundert Dichter
Und darunter war Kleist und Michaelis.
Lächelnd scherzte nun dieser, neugebor'n,
Aufgeblüht, mit Horazen und mit Sternen,
Hagedorn und Kleisten, Ariosten
Und noch vielen, die wir nicht unten kennen,
Arm geschlungen in Arm wie Du, Jacobi,
Gleim und Er mit einander oft gegangen.
Sprechen hätt' ich mit allen sollen, mit den
Charitinnen und Leden und Laïden;
Denn der Herr Gott der Träume wird sobald nicht
Dahin über mich flugs so wieder tragen
Und der Mühe wär es wohl wert gewesen.
Doch, es ist nicht geschehen. Warum? Weiß selbst nicht.
Schneller als wie der Blitz war ich in einer
Rosenlaube bei Kleist und Michaelis
Und trank Nektar von ihrem Chiernektar.
Gleim soll seliger leben, hört ich, als der
Weise Salomo, glücklicher als Solon
Und glückseliger, als die Großen alle,
Die Himmel verschließen können wollen

Und eröffnen, auf Erden und im Himmel
Leben werden: so soll er selig leben
Zum Entzücken der Besten auf der Erde. —
Herz und Geist ist ihm schon purgiert worden,
Heiter Blut ist in den Adern, und im Kopfe
Jetzt kein Timon zu hören und zu sehen.
Und das wüßt ich und bringet keine Opfer eu'ren
Charitinnen dafür? Nimm' meine Flöte! —
Eben wollt' ich den Mund aufthun und reden
Und verteidigen uns — und ich erwachte.
Schneller lag ich in meinem Bette wieder,
Als ich war in den Himmel hingetragen,
Träumte wachend nun was ich gesehen
Und verteidigte, das wir nicht geopfert
Für die Wiedergenesung unseres Vaters.
Vor Entzücken vergaßen wir das Opfer
Und ergötzten uns an dem aufgehellten
Wolkenlosen Gesicht und an Gesprächen,
Die, wie lechzende Blumen Tau erquicket
Und wie Honig, das Gäumlein seines Mühmchens;
Wenn die Scherze des Ninon es umflattern,
Unsern Geist mit Wonne ganz erfüllten
Und an Augen, aus denen Liebe, Weisheit,
Wie aus Veilchen der süße Duft sich gießet.
Vor Entzücken vergaßen wir das Opfer
Charitinnen zu bringen und den Musen.
Denn wie Lessing in der Dramaturgie be=
weist, muß man bei schönen Werken nicht nach
Ihren Schöpfern erst fragen, sondern fühlen
Und die Schönheit des Werkes nur empfinden

Und Menopens Verfasser nicht zitieren.
Kalte Köpfe, nur Journalisten fragen
Ehe sie Hand an das Kind der Musen legen:
Wer hat es gemacht? Und wo? Und warum?
Aber Opfer den Charitinnen laß uns,
Minnesänger! nun bringen, daß sie uns den
Dreimal göttlichen Mann der Freude wieder
Und den Scherzen der Freundschaft wiedergeben. —
Opfern wollen wir nun den Charitinnen
Und den Musen — und Manifeste, Bullen
Und ein Bibliothekchen von Journalen
Lichterloh in die Höhe brennen lassen
Und vergnügter, als die Leviten bei den
Feisten Opfern von Rindern Lieder singen,
Welche Grazien, Amor und Musen
Gleimen haben gesungen und Jacobi.

Beilage X.

W., den 23. Dez. 1773.

„Verzeihen Sie mir, mein bester Gleim, daß ich mir Ihre Vermittlung ausbitte, um dem Herrn Heinse die beiliegenden Stanzen wieder zurückzugeben. — Es ist viel schöne Poesie in diesen Stanzen; der Mensch hat eine glühende Phantasie; er schreibt aus der Fülle einer äußerst erhitzten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemälde kräftig und warm bis zum Brennen — aber, auch blos als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweifend. Er mag sich wohl einbilden, ein erstaunliches

Genie zu sein; aber quid dulci foveat nutricula majus alumno quam sapere? — Der Mann hat den Sokrates immer im Mund und denkt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. Seine Seele ist mit einem unglücklichen Priapismus behaftet, der, wie es scheint, bereits zum unheilbaren Übel geworden ist. Denn was für Hoffnung soll ich mir von einem Menschen machen, der mit Schwärmerei von Sokratischer Philosophie und von Grazien spricht, und fähig war, den Petron so zu übersetzen und eine solche Vorrede und solche Noten dazu zu machen, wie er gethan hat? und der nun, da er Reue und Leid über diese Unthat vorgibt, gleichwohl fähig ist, ein Gedicht in 20 Büchern schreiben zu wollen, das gleich mit einer Jouissance anfängt, und mit einer Jouissance, die so unzüchtig beschrieben ist, daß der Poet nur von Hurenwirten und Bordellnymphen mit Beifall gelesen zu werden hoffen kann?

Lesen Sie, bester Gleim, die 15. 20. 21. dieser Stanzen, und sagen Sie, ob ich zu hart urteile.

Wenn Heinse, um solche Unflätereien zu rechtfertigen, sich auf meine komischen Erzählungen beruft, so muß er gar kein Discernement haben; und so ist es auch.

Vom Helvetius, nicht vom Sokrates, hat der Unglückliche, dessen ganze Seele ein Priap ist, gelernt, daß das Moralische Schöne nur eine Schimäre sei. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr (der sich bekehrt zu haben rühmt, da er anstatt Ganymede anzufallen, nur die Grazien nothzüchtiget) von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiß, nicht fühlt, daß die Keuschheit eine Grazie ist.

Aus seinem Briefe, den ich beilege, werden Sie sehen,

daß er mich zum Narren hat, und sich einbildet, ich werde mich dadurch bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Oberpriester der Grazien nennt, von einem transcendentalen Genie schwatzt u. dgl. Ich kenne ihn besser; aber ich bin es satt, Briefe in diesem Ton von einem Menschen zu bekommen, der mir durch sein Lob mehr Tort thut, als andere mir durch die schändlichsten Eprigramme schaden können. Er verlangt, ich soll mich seiner annehmen, soll ihn zum Hofmeister irgendwo empfehlen! Ich bitte Sie um des Himmels willen, mit welcher Stirne könnte ich den Verfasser des Enkolp zu einem Mentor empfehlen? Ein feiner Hofmeister!

Indessen jammere ich selbst über ihn, und gestehe gern, daß es Schade um sein Genie ist. Was für ein Dichter hätte der Mensch, ohne den verdammten Tentigo, der seine Seele unaufhörlich schwellt, werden können! Glauben Sie indessen, mein Theuerster, daß noch eine Möglichkeit sei, ihn zu retten, so melden Sie es mir; aber wenn ich meine Ohren nicht von allem, was er mir sagen kann, verstopfen soll, so bringen Sie ihn zuvor dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht vor Vestalen gelesen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moralische Schönheitslinie kennen; lehren Sie ihn, daß die Mysterien der Natur und Liebe nicht aufgedeckt werden müssen, und daß man die Grazien nicht stuprieren muß, um ihnen ein Opfer zu bringen. Aber wozu sage ich Ihnen dies? — Ich bin überzeugt, daß Heinse auf der einen Seite ein viel zu heteroklites Genie, und auf der anderen schon zu sehr verdorben ist, um sich zu bessern. Er ist der Mentula, von dem Martial weissagte: Mentula pimplaeum conatur scandere montem, Musae furcillis praecipitem ejiciunt. In eine Kritik über seine Stanzen werde ich mich überdies um so weniger

einlassen, da ich gewiß bin, daß er in seinem Herzen uns alle als kleine Geister ansieht, und sich erstaunlich viel auf sein Feuer und sein musikalisches Ohr zu gut thut, wiewohl ich ihm sehr gute Gründe geben könnte, daß man auch zu viel Feuer haben kann, und daß seine Stanzen, mit dem ewigen Abschnitt nach der vierten Silbe, für jedes andere Ohr, als seines, in die Länge eine höchst ermüdende Monotonie haben müssen. Doch genug und schon zu viel von diesem mutoniato.*) Ueberlassen wir ihn seinem Gott Priap und seinem Schicksal. Ein Autor, der wie ein Bavian seine einzige Freude daran findet, obscöne Postüren und Grimassen gegen seine Leser zu machen, ist kein Mensch, mit dem ehrliche Leute sich in Societät einlassen können. Ich überlasse es Ihnen, mein geliebtester Gleim, ob Sie ihn diesen Brief lesen lassen wollen. Ich finde kein Bedenken dabei. Ihr kleines Gedicht, Petrarca und Laura, Mein Gleim, ist ein göttliches kleines Gedicht. Sie erlauben doch, daß ich es im 1. Stück des Merkur 1774 neben unseres Jacobi neuen Pygmalio stelle? Ich umarme Sie und bin, bis ich nicht mehr athme, Ihr ganz eigner Wieland."

Beilage XI.

Genau nach dem Original im Ausdruck!

Halberstadt den 2. Januar 1774.

„Götter, welch ein rascher wunderbarer eigensinniger Mann ist euer Dichter, mein noch immer mir so lieber bester Wieland!

*) mutoniatus, i. m. Mart.

Da wolt' er einst den so herzlich guten armen Michaëlis im Eifer über ein unschuldiges Spiel seiner noch jungen aber freigesinnten Muse mit Herkules-Keule zu Boden niederschlagen, und erhebt sie noch einst über das Kind der Natur, den armen Heinse, der ein wenig zwar gesündigt, aber wegen seiner Jugend und seines Feuergenius die Vergebung des weisen Danischmende so sehr, als irgend ein Mensch aus sündlichem Samen gezeugt, die Vergebung seines Oberpriesters zu Berlin oder zu Rom recht eigentlich verdient hat. Denn, bester Wieland, mit seiner Reue wegen des Enkolp ist es ihm wahrlich rechter Ernst, und es schaden die Ihnen zugesandten allzufreien Stanzen seines noch nicht gebändigten, kaum gebornen Geistes diesem Ernst in Wahrheit nichts. Genug, er hat's erkannt, daß im Enkolp sein Geist und sein Herz in Studenten-Muthwillen sich ausgelassen hat, er war in der Gesellschaft der griechischen Gracien noch wenig gewesen, ohne die mindeste Welt-Erfahrung, roh, wie ein aus den Gruben des Königs von Golkonde von einem armen Bergmann erst hervorgegrabener Diamant, und befand, gleichsam von Gott und Menschen verlassen, sich in den kläglichsten Glücksumständen.

Wahrlich, mein bester Wieland, man darf, ein wenig nur, darüber nachdenken, so wird man an seinem Enkolp nach unpartheiischer Berechnung unendlich mehr zu loben als zu tadeln finden. Ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, und schlüssig den Petron zu übersetzen, an den zu wagen mancher zwischen Virgilius und Cicero graugewordener Professor poeseos et eloquentiae nicht den Muth geschweige das Talent gehabt hätte, das der Jüngling bei so vielen schön gegebenen Stellen dem Kenner gezeigt hat. Meinen Sie nicht, mein lieber Freund, daß so einem Genie, seinen Studenten-Muthwillen zurückhalten,

ein einziger Kenner Wink genug gewesen wäre? Daß es nur an einem solchen Wink ihm zur Zeit der Herausgabe gefehlt hat, war es was anders, als Unglück? Und wir, mein bester Wieland, wir die grausamen Verfolger eines Unglücklichen? Ist's nicht etwa der Altväter erste Pflicht, einen verirrten Sohn der Musen zum Tempel der Weisheit und Tugend zurückzuführen! Wieland! Sie, mein Wieland konnten auf meinen Michaëlis, und nun auf meinen Heinsen, den Sie zuerst mir empfohlen haben, in ihrem heiligen Eifer die Herkules-Keule niederschlagen, als wenn die armen Kinder Adams, Nattern wären, von denen man ihrer Natur nach Besserung nicht hoffen darf? Armer Wieland, ich bedaure Sie; Sie bereuten die dem armen Michaëlis, dessen Seele so rein wie ein erst geschliffener Spiegel war, angethane schwere Beleidigung sehr bald. Mit der ersten ankommenden Post empfing ich Ihren Widerruf, und in meinem Herzen bekamen Sie, blos deswegen weit über den Spaldingen einen hohen Platz!

Auch jetzt, dachte ich, würde bald die Reue folgen, dieser wegen wolt' ich warten, und mir und Ihnen diesen Brief ersparen! Leider aber scheint es, mein lieber Wieland, daß Sie, vielleicht mit einigen Gründen gegen den armen Heinse erbitterter sind als Sie gegen den sel. Michaëlis waren, denn Sie hatten nach zweien vorbeigelassenen Posttagen eines bessern sich noch nicht besonnen. Also, was war zu thun? Ihren Brief, den Donnerer, ihn lesen zu lassen, wäre sein Tod gewesen, oder der Ihrige, denn er ist noch jung und eben so heftig wie Sie, das beste schien zu sein, einen Auszug aus Ihrem Briefe zu machen und die Ausdrücke zu mildern! Ich hab' es gethan, so gut ich's konnte. Kaum aber hatt' er ihn gelesen und ich sah doch gegen meinen Wieland ihn rasen. Er brachte mir ein Schreiben,

es war voll Flammen des dem Anschein nach gerechtfertigten Zorns. Er führte Sie nach Erfurt, und stellte wegen dasiger Vorfälle Sie zur Rede. Halb nur hatt' ich's gelesen, und gab's zurück, und bat die reine Wahrheit zwar zu schreiben, aber in gelindern Ausdrücken! Gott, daß deine besten Menschen in solche Tiefen niederfallen, oder sinken!

Einem Wieland sollt' es billig nicht einfallen, daß ein von seinem Jugendfeuer zu dem wollüstigen Gemälde des großen Jupiters und der schönen Leda hingerissener junger Künstler schlechterdings ein großer praktischer Jupiter unter den Menschen, seinen Brüdern oder Schwestern sein müsse: Sollt' ihn, wegen seines Jupiter und Ganymedes nicht irgend ein unberufener Richter des Schönen den Vorwurf gemacht haben, gegen den ich meinen Wieland zu Braunschweig einst vertheidigte, diesen, daß aus seinem Munde die deutsche Jugend zuerst von (Knabenliebe verbessert in) griechischer Liebe gehört und bald darauf sich Ganymede gehalten hätte?

„Kennen Sie, mein lieber Wieland, unter ihren tausend griechischen Damen eine Sevigné? nahm sie aber nicht die Sitten ihres la Fontaine gegen seine Splitterrichter in Schutz? Von einem Wieland können wir mit Recht die gleiche Billigkeit und Einsicht erwarten. Und wenn er das Gemälde den Augen unsrer deutschen Herrn und Damen zu frei gefunden hätte, was denn wäre seine Pflicht gewesen? Ich dächte, Bester Wieland, Sie hätten es in Ihrer Jugend auch wohl erfahren, daß bittre Kritik erbittert, abschreckt, niederschlägt, ehrlicher gutgemeinter Tadel aber Eingang findet und ermuntert.

Doch was schwatz ich? Es ist ja weiter nichts nötig, als Ihnen zu sagen, daß dieser Heinse, den Sie für einen Veneris passerculum halten, wie eine Vestale, Zeit seines

Hierseins sich betragen und eingezogen, still, arbeitsam unter seinen Musen wie des guten Bruder Jacobi Antoinette unter ihren Heiligen immer gelebt hat, daß ich auf seinen Wandel genaues Auge gehabt, und mit einer unsrer ersten Damen der Meinung gewesen, er könne den strengsten Enkratiten oder Pietisten Exempel sein: kurz, mein bester Wieland, Sie haben ihn tief verwundet, den armen Heinse! sein Genius ist zurückgeschreckt, Sie müssen ihn heilen. — Ich eile, so krank ich heut' an einem schlimmen Halse bin, dieses Ihnen zu sagen, damit Sie seinen Klagen über Ihr wahrlich allzu hartes Verfahren, die Sie zuverlässig nicht ohne Wallung Ihres Geblüts anhören dürften, noch zuvorkommen können.

Ihr

Gleim."

Beilage XII.*)

Heinse an Wieland: Halberstadt, den 2. Januar 1774. Ich bin jetzt so traurig, mein Geist ist so sehr von den Kämpfen verschiedener Leidenschaften betäubt, daß mir alles gleichgültig ist, was nur immer in der Natur der Dinge sich befinden mag. Ich sitze da, so zerstreut in Trümmern von Gedanken, wie ein schlaftrunkener Mensch, vor dessen erwachenden Augen noch schreckende Gestalten von Träumen schweben, und nur bisweilen schlägt mein Genius einen Blitz mir durch

*) Die gesperrten Stellen sind in Körte weggelassen.

die Seele — aber er sucht vergebens der Gottheit nachzuahmen, die einst die Bildsäule Pygmalions belebte. Ich befinde mich jetzt in der Verfassung — habe die eigentliche ärgerliche Laune, die man haben muß, wenn man seine Fehler prüfen und selbst sogleich mit der größten Strenge bestrafen will; kurz, ich bin vielleicht der größte Heautontimorumenos, der seit Vater Adams Zeiten gewesen ist.

Sobald der gutherzige Gleim Ihren Brief erhalten hatte, so kam er zu mir, und sah durchaus kläglich und betrübt aus! Nach einigen sehr schönen Gesprächen über die Menschen wurde denn endlich die versüßte Quintessenz einiger Phrasen des Wielandschen Briefes an meinen Genius von dem Gleimschen Herzen abgegeben. Er wollte gleich den ganzen Brief haben, aber es wurde ihm abgeschlagen unter vielen erbaulichen Trostgründen. Gleim verließ mich mit dem Kusse des zärtlichen Mitleidens. Nun nahm mein Genius diese Quintessenz, destillierte den Nektar der Freundschaft daraus und eilte in sein Laboratorium; die Phantasie, alle Leidenschaften flogen aus dem Herzen ihm nach, und eh' einer sagen kann: es werde! stand Heinse eben so travestiert, eben so geschändet, als Wieland ihn dachte, da, und meine Eigenliebe gerieth in eine solche Wuth über Wielanden bei dem Anblick, daß kaum Orlando in eine solche über den Medoro hat gerathen können. Nun wurde der Geist sein Ankläger, das Herz sein Vertheidiger, und die Leidenschaften bliesen mit rasenden Backen Meer und Himmel zusammen.

Ich brachte zwei Tage unter den entsetzlichsten Martern zu, unter welchen der Wieland'sche Brief endlich eines der geringsten wurde, von denen aber keines sich aus meinem Herzen heraus erzählen läßt. Wenn die Stärke meiner Nerven einen Grad

minder stärker gewesen wäre, so läg ich jetzt da, von einer Pistolenkugel erschossen.

Der Sturm hat nachgelassen, weil doch alles Heftige nach und nach sich legen muß. Vater Gleim hat mir gestern einen Auszug des Wielandischen Briefes gegeben und ich sitze hier, darauf zu antworten und die wahren Empfindungen meines Herzens und Gedanken meines Geistes darüber zu sagen; nicht ein Hauch von Heuchelei soll ihre eigene wahre Gestalt weniger sichtbar machen, oder einige Züge davon verschönern.

Der Stoff, woraus Ihre Phantasie die Farben zu meinem Charakter für Ihren Geist zubereitet, ist der Petron und drei Stanzen. — Auch mit Ihrer Phantasie könnte sehr wohl bewiesen werden, daß man zu viel Feuer haben könne. — Sie zweifeln an meiner Reue über diese Uebersetzung. — Ich habe Ihnen im guten Wort meine Beichte deswegen gethan und weil ich deswegen keinen Glauben bei Ihnen gefunden, so muß ich sie Ihnen noch einmal im Preußischen sagen: Ich wollte zehnmal durch ein Bataillon Spitzruten laufen, wenn ich diese verdammte Übersetzung, wenigstens das Ungesittete darin, dadurch vernichten könnte; ohngeachtet des Lobes, das mir ein wahrer Meister in der Kunst (in den 84 Städten der Frankfurter Zeitung) beigelegt hat. Sie wird mir, so lange ich lebe, ein Ärgernis sein; denn ich werde den Unverständigen niemals begreiflich machen, daß man der unschuldigste Mensch sein und doch in seinem zwanzigsten Jahre vor Verzweiflung und brausender Jugend berauscht, zu einer solchen Ausschweifung seinen Genius von elenden Menschen, deren Phantasie ein ewiger Cunnus ist, verführen lassen könne. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß das

Abscheulichste darinnen von der schänderischen Hand des Herrn von Liebenstein sei, der stündlich an meiner Seele, wie ein Lavater und Jacob Böhme des Priapus, arbeitete, und mich täglich zum Märtyrer der Grazien machte. Nur zu einigen obscönen Stellen hat er meinen Genius notzüchtigen können, die man leicht an dem Gepräge meines Genius von dem andern unterscheiden kann. Die Furien Langweile und Verzweiflung zwangen mich außerdem, den Petron selbst zu übersetzen, und der kindische Stolz, den schwersten römischen Autor vortrefflich übersetzt zu haben, war ihr Vorsprecher. Kaum hatte ich mich aus den Klauen dieses Satans durch die Hilfe des guten Gleim gerettet, so bediente ich mich aller möglichen Stärke und List, die nur jemals ein Genie an Alcibiaden und Kleopatra'n sich hat ersehen können, auch diese Uebersetzung daraus zu haben; aber vergebens! Ich fiel ihm zu Füßen, mir nur einige Stellen verändern zu lassen. Er war unerbittlich! — Und endlich verschwand er gar. Meine Briefe, die ich noch deswegen an ihn geschrieben, kamen alle wieder auf der Post zurück und auf Ostern erschien die Uebersetzung, ohne daß ich Verleger und Drucker — kurz: ohne daß ich das geringste davon wußte.

Das ist die Geschichte dieser Uebersetzung, an welcher man indessen immer bemerken kann, daß der Mann, der sie machte, nicht con amore daran gearbeitet. Die Vorrede ist eine augenscheinliche Vermischung von Quartilla und Grazie — Feuer und Wasser, Licht und Finsternis ist darin vereinigt, ohne daß sie in ein Ganzes konnten zusammengeschmolzen werden.

Rührt diese Erzählung Ihr Herz noch nicht, diese abgenöthigte Sünde mir zu vergeben? Ich Heautontimorumenos weine selbst vor Mitleiden über die unglücklichen Schicksale der

Kindheit meines Geistes. Ramler übersetzte in eben diesem Alter blos von dem Stimulis seines eigenen Fleisches dazu gereizt, die „Priapejen“, so abscheulich, als sie der deutsche Grécourt würde übersetzen können. Aber er hatte einen Freund, der ihm diese Flecken aus seiner Seele stahl — sein Schutzgeist Gleim verbrannte das ganze Manuskript und hatte deswegen einen heftigen Streit mit ihm. Ich bin so unglücklich, daß man mir nicht einmal beistehen will, einen ähnlichen Flecken aus meinem Leben mit den Reizen einer Charitin wegzaubern zu können. Dies sei genug vom Petron.

Nun die drei Stanzen.

1. Haben sie sich in einem Taumel von Phantasie eingeschlichen und es war leicht voraus zu sehen, daß sie schon bei der ersten Durchsicht nicht bleiben würden. Ich schrieb Ihnen ja, daß diese noch nicht geschehen sei!

2. Haben sie sich deswegen mit eingeschlichen, weil mein Genius den Ruhm davon zu tragen, den Mutwillen hatte, diese Scene, die auch sogar von den frömmsten Dichtern beschrieben worden, einmal mit den feurigsten Strahlen der Phantasie zu beleuchten, damit er das Beiwort, das Sie ihm sonst beilegten — Feuergenius, mit Recht in seinem Titel führe, statt daß er eine Dämmerung von Rosen darum hätte erschaffen können.

3. Weil ich die Lücken nach dem Beispiel des Originalgenies Ariosto nicht dulden kann.

4. Weil ich die Scene selbst, so lang ich lebe, noch nicht beschrieben hatte, und meine Phantasie mir ein lebhaftes Gemälde der Empfindungen vorträumen lassen wollte, die ich wirk-

lich, — Sie können es gewiß glauben, ob es gleich unbegreiflich sein wird, und ob ich gleich in dieser argen Welt schon 24 Jahre lebe — noch nicht genossen habe. Zum Beweis könnte allenfalls dienen, was mir eine Dame*) von unverdächtiger Tugend über diese zwei Stanzen sagte, nachdem ihr eine Abschrift von ungefähr in die Hand gekommen war. „Dies Gemälde, mein lieber Rost, ist zu stark und zu kräftig, zu übertrieben; vermutlich, weil Sie noch zu unschuldig sind, könnten Sie so etwas glauben. Herr Wieland würde es, wenn er eine komische Erzählung, Jupiter und Alkmene, geschrieben hätte, natürlicher, bei weitem nicht so stark gemacht haben; außerdem müssen sie auch noch weggelöscht werden, weil ein so helles Sonnenlicht bei dergleichen Dingen den Augen weh thut.“ Was sagen Sie zu dieser Kritik? —

Diese Stanzen bleiben nach meinem Plane das Schlüpfrigste vom ganzen Gedichte, von dem man nach zehn Jahren mit Recht soll sagen können:

Cosi à l'egro fanciul porgiamo aspersi
Di soave licor gli orli del vas;
Succhi amari ingannata intanto ci beve,
E da l'inganno sua vita riceve.**)

---

*) Frau von Massow.

**) Der 2. Teil der 3. Stanze vom 1. Gesang des befreiten Jerusalems. Siehe: Das befreite Jerusalem. Mannheim 1781. I. 4. Heinse übersetzte hier: „So reichen wir dem kranken Kinde den Rand des Gefässes mit liebreicher Feuchtigkeit bestrichen dar: bittere Säfte trinkt es indessen hintergangen und erhält von der Hintergehung sein Leben.“

Zum Beweise sende ich Ihnen nur noch ein Paar der folgenden Stanzen. Ich habe mir bei diesem Gedichte nichts weniger vorgesetzt, als mit dem Ariosto an Phantasie, dem Tasso an Schönheit des Ganzen und mit Plato an Philosophie zu wetteifern, ohne gleichwohl von allen dreien etwas nachzuahmen, außer was ich von ihnen annehmen muß. Dies soll die Hauptarbeit meiner Jugend sein. Als Mann will ich der deutsche Lucian sein. — Ihr entsetzlicher Willkommen wegen der ersten Stanzen soll mich nicht abschrecken.

Vater Gleim hat sich auch so etwas entschlüpfen lassen, als wenn Sie ein Mißtrauen in mein Herz setzten. Ich habe dieses schon oft in Briefen zu meinem größten Leidwesen von Ihnen hören müssen, und finde für nötig, Ihnen hier ein für allemal mein Glaubensbekenntnis aus dem Innersten der Seele deswegen abzuschreiben und Sie zu bitten, einen ehrlichen Mann mit dergleichen Zweifel in Zukunft zu verschonen, zu denen Sie nicht den geringsten Grund aufzeigen können; es ist unanständig für einen so weisen Mann.

Wenn gutes Herz ist: die zarteste Empfindlichkeit für das moralische Schöne und Gute, Sympathie mit schönen Seelen, Mitleiden mit unschuldig Unglücklichen, Toleranz gegen menschliche Fehltritte und Haß und Abscheu an Lastern und Verbrechen — den Sinn der Ordnung, des Rechts und Unrechts — kurz: den Sinn der Charitinnen-Gottheit im Busen zu haben; so schwöre ich bei der Allgegenwart des ewigen Wesens, daß ich überzeugt sei, ein solches Herz zu haben, und daß mein Geist sich von ihm leiten lasse, so sehr es bei uns schwächlichen Geschöpfen, die oft von den geringsten Gegenständen Veränderungen erdulden müssen, die wir ein Spiel des relativen

Zufalls, vornehmlich in unserer sich noch bildenden Jugend sind, möglich sein kann. — Ich müßte das verworfenste Geschöpf sein, wenn ich — daran werden Sie doch nicht zweifeln? — dieses moralische Gefühl, völlig überzeugt für den wesentlichsten Teil schöner Seelen halten könnte, und nicht darnach leben wollte; es ist Unmöglichkeit. —

Von meinem Kopfe mag man urteilen, was man will; hierin überlasse ich jeden seiner Freiheit, und werde deswegen mich nie zanken; aber mein Herz will ich nicht ohne Beweise verurteilen lassen. Ich fordere Sie und alle, die mich kennen, auf, mir eine einzige boshafte schändliche That in meinem Leben zu zeigen.

Was die Form der Stanze betrifft, so habe ich in aller Unschuld, noch ganz voll von dem Feuer, in welchem ich meine Stanzen geschrieben, in der gewöhnlichen Unbesonnenheit dabei, dahin gesagt, daß ich alles vermeiden wolle, was ich für Fehler halte, ohne daran zu denken, daß Meister Wieland es übelnehmen könnte, da ich weiter nichts als Unterricht verlangte. — Den Abschnitt auf der vierten Silbe hielt ich schon für monotonisch, eh' ich Ihr Urteil darüber hörte, und er wird auch im ganzen Gedichte nur da beobachtet werden, wo Personen im lyrischen Ton reden, weil die Stanze außer ihm notwendig unmelodisch wird, und wenn sie auch den schönsten rhetorischen Wohlklang hätte. Ich könnte mich auf das Ohr eines der besten Versifikateurs, des Herrn von Hagedorn, berufen, der allezeit den Abschnitt beobachtet hat; aber ich hör' es laut, daß Sie recht haben. —

Uebrigens hoffe ich bei meinen Grazien, — denen ich künftigen Sommer ein Opfer für alle meine Jugendsünden bringen will, weswegen mir alle schönen Seelen wieder gewogen werden sollen — daß Sie nunmehr einsehen, das ganze voll-

ständige Magazin chirurgischer Instrumente zu meiner Kur nicht nöthig gehabt zu haben. Ich bedurfte keines Socrates, der mir beweise, daß das moralische Schöne keine Schimäre sei; das hatte mir längst mein Herz gelehrt; Helvetius, dem Sie sehr Unrecht thun, würde es mir mit allen Spitzfündigkeiten nicht haben heraus demonstriren können, so wenig als Hippias. Ich zweifle aus guten Gründen, daß ein Mensch von der Art, wie Sie mich beschrieben haben, zwei Briefe, und nur eine einzige Stanze in diesem Ton, in dem die meinigen geschrieben sind, und wenn er Jahre lang damit zubrächte, schreiben könne.

So sehr Schüler bin ich nicht mehr, daß ich nichts von der moralischen Schönheitslinie wissen sollte; Ihnen selbst habe ich in dem gelindesten Tone — in einer Sammlung komischer Erzählungen*), worin ich Ihren Endymion und Cephalus mit aufgenommen, den erstern mit dem Tassoni, und den zweiten mit Ariost verglichen, nachdem ich beide Erzählungen vorher aus ihnen übersetzt habe — schon vor einem Vierteljahre den Vorwurf von einer Dame machen lassen, daß Sie bei einer der unschuldigsten, schönsten Göttinnen der Griechen diese Linie sehr überschritten hätten. Setzen Sie einmal Ihre Diana, die Sie einem Satyr überlassen, gegen meine Almina! Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen worden — ich dächte, daß der Meister dem jungen Artisten verzeihen könne.

Bei diesem allen gelobe ich Ihnen hiermit heilig an, in Zukunft, so viel in meinen Kräften steht, keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden könne, welchen man Ihre komischen Erzählungen, und Ihren Amadis

*) Heinses gesammelte Erzählungen für junge Damen.

vorlesen darf; mit dem besten Discernement sei dieses hiermit angelobt.

Wollen Sie sich meiner annehmen, so versichre ich Sie, — und Ihr Genius wird meine Versicherung bestärken — daß Sie eine gute That mehr in Ihrem Leben werden gethan haben; wollen Sie nicht — nun gut! so reise ich nach Malta, gehe zu Schiffe, um wider die Feinde der Musen und Weisheit zu kreuzen; vielleicht leb' ich bei diesem Stande glücklicher in einem wohlthätigern Klima, als in meinem Vaterlande mit dem schönsten epischen Gedichte, wo der Menschen so wenig leben, die wahren, thätigen, uneigennützigen Enthusiasmus für das Schöne und Gute und Große haben.

Noch gestehe ich Ihnen, daß eine rührende Empfindung in meinem Herzen über Ihren Eifer an meiner Bekehrung wallte, während mein Genius mit der Schwärmerei derselben höchst unzufrieden war.

Ich versichere Sie meiner ungeheuchelten Hochachtung und bitte Sie um Verzeihung wegen dieses langen Briefes, den ich notwendig zu meiner Rettung schreiben mußte, und bin

Ihr ergebenster Diener Wilhelm Heinse."

Beilage XIII.

Wieland an Gleim: Weimar, den 9. Januar 1774 schrieb er an seinen „liebsten Freund:" Zugleich mit Ihrem, — erlauben Sie mir es zu sagen — sehr harten Brief v. 2. Januar erhalte ich die beiliegende Epistel von Ihrem Heinse, die in einem Ton

geschrieben ist, der, wenn er nicht beleidigen sollte, seinen Zweck sehr verfehlt hat. Ich begreife nichts von dem, was Herr Heinse von mir will. Man kann doch Niemand zur Liebe zwingen. Wenn ihn sein Gedächtnis nicht ganz verlassen hat, so muß er sich erinnern, daß ich, auch in Erfurt, von seinem Herzen nie günstig dachte. Meine Schuld war dies nicht; denn ich handelte dem ungeachtet so gegen ihn, als wie einer, der ihn lieben zu können wünscht, und den es schmerzt, daß er sich wider Willen zurückgestoßen fühlt. Die Thaten, welche Herr Heinse inzwischen gethan hat, konnten mich unmöglich besser von ihm denken machen. Auch der Ton seiner Briefe empört immerfort mein Herz. Ich kann nichts dazu, daß ich diesen Ton und überhaupt den Ton der Schwärmerei je länger, je weniger ausstehen kann. Ich hasse und verfolge deswegen niemand; aber wenn ich fürderhin mein Herz und meine Ohren vor allen schwärmerischen Geistern verstopfe, so hat wohl schwerlich je ein Sterblicher mehr Ursache dazu gehabt, als ich. Vermutlich war es eine Folge des widrigen Eindrucks, den die Sprache des Enthusiasmus in Briefen auf mich macht, daß ich, äußerst choquiert durch den mutwilligen Ton der Reue des Herrn Heinse und durch den Kontrast zwischen dieser Reue, falls ich sie für Ernst nehmen sollte, mit dem Gemälde, das er gleich zu Anfang seines Gedichtes aufstellt, mir den Gedanken, daß er meiner nur spotten wolle, nicht aus dem Kopfe kriegen konnte. Ich kann Ihnen den Unmut meiner Seele über diesen Gedanken nicht so stark schildern, als er war. Und wozu hälfe es auch. Mein letzter Brief an Sie schildert ihn stark genug. Habe ich Ihrem Heinse gleichwohl bei so vielem Anschein wider ihn Unrecht getan, so geschah es wider meinen Willen. Homines sumus. Ist er alles das,

was Sie von ihm glauben und schreiben, desto besser! So verbrennen Sie meinen letzten Brief und diesen dazu.

Die Vorwürfe, die Sie mir Ihres seligen Michaelis wegen machen, will ich unbeantwortet lassen. Ich sehe, daß Sie mich und mein Betragen in einem besonderen Lichte sehen. Wir wollen nicht darüber streiten. Wenn Sie mich nicht mehr hochachten, nicht mehr lieben können, so werde ich es bedauern, aber nicht ungehalten darüber werden. Ich habe lange genug gelebt, um den Selbstbetrüger, das Menschenherz, kennen zu lernen.

Ich weiß dermalen keinen Platz für irgend Jemand, den Sie mir empfehlen könnten. Der Herr v. G. braucht einen Instruktor für seinen jungen Prinzen. Aber ein solcher Platz schickt sich für keine Feuerseele. — Ueberhaupt schickt sich für einen Mann, wie Hr. Heinse, nichts als eine Pension. Und sagen Sie selbst, mein Freund, kann ich ihm die verschaffen? — Sie sagen mir: Heinse habe Ihnen ein Schreiben gebracht, das voll Flammen gewesen sei, dem Anschein nach voll gerechtestem Zorn. — Er habe mich nach Erfurt zurückgeführt und mich wegen dasiger Vorfälle zur Rede gestellt &c. Und dann rufen Sie aus: „Gott, daß deine besten Menschen in solche Tiefen niederfallen, oder sinken!" Gleim Wenn Sie der rechtschaffene Mann sind, für den jeder Blutstropfen in meinen Adern Sie gehalten hat, wenn Sie je mein Freund gewesen sind, so lassen Sie Heinsen diesen Brief noch einmal schreiben. Ich darf mich nach Erfurt zurückführen lassen! Und ich will wissen, was für Vorfälle das sind, wegen welcher Herr Heinse mich zur Rede stellt.

Sie hätten mir nichts sagen sollen, oder alles. Nun haben Sie zu viel gesagt, um nicht alles zu sagen. Ich erwarte es von Ihrer Freundschaft, von Ihrer Gerechtigkeit! Und nachdem

Sie mir gestanden haben, daß Heinse in seiner Wut meinen Charakter, mein Leben angegeifert hat, können Sie mir gleichwohl noch von ihm als von der unschuldigsten und reinsten Seele sprechen? Liebster, bester Gleim! Was soll ich denken? was soll ich sagen? Ich bitte, lassen Sie es Licht zwischen uns werden! Ich darf so stark beleuchtet werden, als sie wollen. Ich darf in mein vergangenes Leben zurückschauen. Ich bin ein Mensch, aber ein guter Mensch und ich habe noch nie das Herz eines vernünftigen und edlen Menschen dadurch verloren, daß er mich genau kennen gelernt hat.

Um Heinsen habe ich von dem Augenblick an, da ich ihn durch Riedeln kennen lernte, bis zum letzten, da er Abschied von mir nahm, Gutes verdient. Ich verlangte und erwartete nie, daß er mich dafür lieben sollte. Nur mich in Ruhe zu lassen, mich nicht zu beleidigen, war alles, was ich von ihm verlangen zu können glaube. Warum dringt er sich mir auf? Er, dem so viele unbeantwortete Briefe bewiesen, daß er kein Mann nach meinem Herzen war! „Ich fragte nach ihm.“ Ich denke doch wohl, daß man dies thun kann, ohne sich beleidigenden Zudringlichkeiten auszusetzen? Bedenken Sie um des Himmels willen einen Augenblick meine Situation mit diesem jungen Menschen, und sagen Sie, ob es mir gleichgiltig sein konnte, was für einen Eintritt er in die Welt machte. Denken Sie an seine Laïdion zurück — dann an seinen Enkolp! — Nun lesen Sie an meinem Platz seinen vorletzten äußerst petulanten Brief an mich, an seinen vorgeblichen Sokrates! und dann seine Stanzen und dann sagen Sie, ob es mir möglich sein konnte, besser von ihm zu denken, als ich dachte, da ich Ihnen jüngst schrieb? Fühlt er, daß ich ihm Unrecht getan habe, so entschuldige er sich. Aber

berechtigt ihn dies zu einem insolenten, trotzigen Ton gegen mich? Ist dieses alles, was ich um die Welt und um ihn verdient habe?

Wenn Sie allem diesem nachdenken und dennoch finden können, daß ich von dem ersten, dem besten jungen Menschen, der seinen unbegrenzten Eigendünkel durch die Wahrheit, die ich ihm, vielleicht ein wenig zu bitter — aber der Himmel weiß, ob nicht in gerechter Bitterkeit! — gesagt habe, beleidigt findet, so unanständig und unwürdig behandelt zu werden verdiente, nein, so will ich gestehen, daß ich allen Begriff von Anständigkeit und Recht verloren habe und die Ausrufung: „Armer, armer Wieland" in Ihrem Briefe in vollerem Maße verdiene, als vermutlich Ihre Meinung war.

Ich bitte Sie sehr, liebster Gleim, mein Herz nicht durch eine rasche Antwort abermals zu zerreißen. Diesmal mein bester Gleim fordere ich nur Gerechtigkeit von Ihnen. Und um diese zu handhaben, muß man bei kühlem Blute sein.

Wenn in diesen Blättern ein beleidigendes Wort ist, so desavouirt es meine ganze Seele. Ich liebe und ehre Sie noch immer wie ehedem und ohne einen Schatten von Zweifel erwarte ich von der Rechtschaffenheit meines Gleim Gerechtigkeit gegen seinen Wieland."

Beilage XIV.

Heinse an Gleim. Am 18. Januar 1778. „Sogleich in Eile zur Antwort, bester Vater Gleim, auf Ihren liebevollen Brief bei dessen Empfang. Es thut mir leid, daß

ich Ihrem edlen Herzen mit einer unbestimmten Zeile Unruhe gemacht habe. Die Sache, die sie betrifft, war wie vergessen und abgethan. Sie verhält sich, wie folgt, so kurz und chronikmäßig wie möglich erzählt. — Verwichenen Frühling war Holland in Noth bei Wielands Mercurius. Er bat Fritzen, ihm doch auszuhelfen; und wo er nicht selber könnte, mich anzuregen. Ich war eben in einer Arbeit begriffen, von der ich nicht ablassen mochte. Der gute edelmüthige (Jacobi) bat mich dringend. Ich riß aus dem, was ich vom Ariost übersetzt hatte, ein Stück zum Lückenbüsser heraus, und wir schickten's Wielanden unter der Aufschrift: „Ariost's Zwietracht aus Heinsens Uebersetzung des wüthenden Roland." Er erhält es, und sagt großen Dank. Ich schreibe, um ihm ferner auszuhelfen, gleich darauf den zweiten Brief an Sie über unsere Gallerie. Er erhält ihn und meldet, daß es ihn allemal vom neuen freue, wenn er etwas so Fürtreffliches von mir lese 2c. 2c. und führt selbst in seinen Angelegenheiten eine Stelle daraus zum Beweise einer Wahrheit an. Nun erhalten wir das letzte Stück vom Mercur, das während dem abgedruckt worden. Das Fragment vom Ariost steht darin, nur mit der veränderten Aufschrift: „Probe von Heinsens Uebersetzung 2c. 2c." und finden am Ende beigefügt: aber ohe! jam satis est! Fritzen lief's gleich heiß durch alle Adern. Ich wußte nicht, was ich dabei denken sollte, ob's Ernst oder Spaß sei. Fritz schreibt um Erklärung. Antwort: „Meine Uebersetzung wäre ein Meisterstück, wenn sie so in Versen wäre, und A r i o s t s e l b s t. Allein in Prosa könnte er die Freiheit nicht dulden, deren ich mich durch öftere A u s l a s s u n g d e r P a r t i k e l n über die Sprache angemaßt hätte. Und deswegen und wegen anderer Freiheiten, die ich mir herausnehme, hab' er im Unwillen darunter geschrieben: ohe! jam satis est!"

Dies hatt' ich nun mit Fleiß und aus Scherz bei wenigen Stellen in diesem Fragment gethan, weil ich meine eigene Meinung über das Uebersetzen zu schreiben vor hatte, und daraus Verschiedenes anführen wollte.

Fritz gerieth in Zorn, und ich in Grimm über ein solch mehr als inquisitionsmäßig Auto-do-fé von einem Herausgeber erbetener Stücke.

Es war in meinem Sinn Mückenrache, Verletzung der Gastfreundschaft, Versuch zu Meuchelmord.

Und eben kam Mauvillons Ariost heraus. Doch bat ich Fritzen inständig, Wielanden nicht ein Wort darüber zu schreiben, und davon gänzlich stille zu schweigen. Wir würden uns schon finden. Es war keine Sache zu einem Ausbutzer. Was mich am meisten kränkte, war die Vorstellung, daß er den Leuten auf einmal weiß machen oder verstehen geben zu wollen schien, als hätt' ich seiner Hoheit dies Fragment eingesandt tanquam specimen eruditionis, da er noch keine Zeile, Avertissements ausgenommen, von mir erhalten, worum ich nicht zu wiederholten Malen gebeten worden. Ich hatte große Lust, selbst nach Weimar zu reisen, und ihn bei der Perücke zu kriegen. Uebrigens konnte mir aber doch der Quark nicht schaden, da kein Mensch Wielanden etwas so Einfältiges zutrauen konnte, als es wirklich war. — Fritz schwieg nach meinem Begehren über die ganze Bescherung stille.

Wieland schrieb wieder, und trug ihm auf, mich um die Fortsetzung meiner Briefe zu bitten, und fügte kindisch hinzu, daß ich kein Narr sein und über sein **unschuldiges** ohe! jam satis est etwa das Maul hängen möchte. Fritz schwieg ferner darüber stille. Er ließ mich von neuem bitten, und er müßte meinen folgenden Brief ganz nothwendig haben. Es

habe bei seinem ohe! jam satis est! niemand, soviel er hörte, etwas Schlimmes geargwohnt; man dächte überall, ich hätte damit einen launischen Schluß gemacht, und er wolle nächstens öffentlich sagen, daß ich ganz der Mann in Deutschland dazu sei, den Ariost fürtrefflich und meisterhaft in Stanzen zu übersetzen. Darauf schrieb ihm Fritz, was er seinem Charakter nach schreiben mußte. Er erkannte auf seine Weise. Fritz schickte ihm meinen dritten Brief, wovon das meiste schon vorher bereit lag, und welcher nicht wohl nach dem Vorhergehenden zurückbleiben konnte.

Und dies ist etwa der in der That zu abscheuliche Streich in Rücksicht auf alle Umstände und auf die ganze Uebersetzung, und Mauvillons Ariost und das Uebersetzerlob, das er mir vorher beigelegt, weswegen ich den an Sie angefangenen Brief nicht ausschrieb. Ich dachte, ganz schweigen sei besser, als an Sie schreiben und davon schweigen*); und ich glaube, ich habe wohl gethan. Nunmehr steht's im alten Register. Und ich bitte Sie bei Ihrer Liebe, es ebenfalls dahin gestellt sein zu lassen. Es war einmal wieder ein Streich von Wieland. Man darf so etwas nicht aufnehmen, wie man's bei einem andern aufnehmen müßte. Es läßt sich noch entschuldigen, wenn man denkt, daß er sich zuweilen den Schwindel an den Kopf schreibt, und Treu und Glauben darüber vergißt, und nicht weiß, was er thut; und dann, daß ich völlig davon überzeugt bin, daß er im Grunde zehnmal mehr auf mich hält, aus mancherlei Ausdrücken bei verschiedenen Anlässen, als er sich einbildet, daß ich auf ihn halte. So oft ihm nun das

*) Hier hat Pröhle, der S. 290 ff. diesen Brief auch mitteilt, zu viel gelesen.

einfällt, so oft wird er gegen mich aufgebracht und wenn er eben in seiner Größe dasitzt, wie er den just damals an seiner Rosamunde im Liebeswerk begriffen gewesen sein mag, so nimmt er den Donnerkeil, und tunkt in's Tintenfaß und schreibt: ohe! jam satis est! Und ist's Ebbe bei ihm, so schreibt er, wie z. E. noch in seinem letzten Briefe an Fritz aus Weimar: „„Sage Heinse, daß seine Mauvillonade durchgängig für ein Meisterstück passirt von feinster Persiflage; wenigstens in der Welt, worin ich Athem hole. Und das ist sie auch. Wir freuen uns, ein neues Talent an ihm zu entdecken, das er ja nicht vergraben soll. Ich hoffe, es soll dadurch ein Schrecken unter die Burschen gerathen: denn der ist nun todt und begraben“ “.*) — Und jetzt sehe ich die ganze Sache an, wie sie steht und liegt, in einem komischen Lichte. Nun nicht ein Wort mehr davon. Ich hätte mich bestimmter sollen ausdrücken. Denn sagen mußt' ich Ihnen, wie es gekommen, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben.

Die Briefe an Sie über die Gallerie besonders drucken zu lassen, wird hart halten. Es fehlt der Schluß, und sie machen so kein Ganzes. Ich werde öfters angegangen, sie fortzusetzen; allein ich bin jetzt dazu nicht in der Verfassung und mit andern Dingen beschäftigt. Wenn Sie glauben, daß Sie dadurch dem Kronprinzen eine günstige Meinung von mir beibringen könnten, so dächt' ich, es wäre wohl eben so gut, daß er dieselben aus dem Mercur sich vorlesen ließe, wo nicht sogar

---

*) Dies bezieht sich auf Heinses Abhandlung im deutschen Merkur 1777 November S. 145: „Über Herrn Mauvillons angefangene Übersetzung des Orlando Furioso“, welche im Jahre 1777 in Lemgo erschienen war.

besser. Es fiele dann das Ansehen weg, als wären sie eine nette und feine Angel, seine Gnade wegzufischen. Von den Madonnen mit dem Christkindlein im Anfang scheint er mir außerdem kein großer Liebhaber zu sein. Die Amazonen-Schlacht, der Sanherib, der Mädchenraub u. m. a. im dritten, und die Beschreibung einiger Antiken im zweiten werden bessere Wirkung thun. Von Rom, Florenz, Venedig, von Neapel, Palermo, Girgent, dem Aetna wollte ich Alles noch weit erbaulicher beschreiben, was er nicht selbst sehen, hören und genießen könnte: wenn er mich zu Ihrem und Seinem reisenden Secretarius auserköre. Es sollte ihm nicht soviel kosten, als vielleicht zuweilen der geringste seiner Diener bei übler Laune auf ein Kartenblatt setzt. Und hernach wollt' ich ihm seine Gallerie oder Bibliothek gar schön in Ordnung halten. Unterdessen herzlichen neuen Dank für Ihr allzugütiges Opfer. — Fritz ist nicht in Mannheim. Noch gestern mittags haben wir mit einander bei unserm Kanzler, dem Vater des Grafen, ein Fläschchen göttlichen Kapwein und abends zu Hause eine Flasche lyrischen Champagner in Herrlichkeit und Freuden zu uns genommen, unter Gesprächen, wo Plato und Alcibiades selbst ein Wörtchen mit drein gesprochen haben würden. La Roche ist gleichfalls nicht in Mannheim. Wieland ist jetzt fort und hat allein da gesessen.*) Die Rosamunde wird vielleicht diesen ganzen Winter nicht aufgeführt. Der Fürst ist zu München und protestiert gegen das göttliche Recht der Stärke: und wird mit einer Extrapost voll Juwelen und goldner Schnupftabak-

---

*) Zu Mannheim, wohin er reiste, weil seine Rosamunde daselbst aufgeführt werden sollte, was aber wegen des Todes des bayerischen Kurfürsten Max III. (am 30. Dezember 1777) unterblieb.

dosen, übrigens aber fast unverrichteter Sachen bald wieder nach Hause kommen; und wenn Wieland noch da wäre, vermuthlich ihm ein sauer Gesicht machen, daß er dem Kaiser sein göttliches Recht in der sonderbaren und unbegreiflich wunderlichen Epistel an Dohm im Mercur so herausgestrichen. O! daß ich nicht bei Ihnen bin. Was ich Ihnen über alle diese Herrlichkeiten für neue Mähren erzählen wollte!

Glück und Heil zu dem neu angelegten Vogelfang überirdischer Wesen in dieser Zeitlichkeit! oder um mich nicht so theologisch auszudrücken, Glück und Heil zu unsers jungen Gleims Verbindung, ein Geschlecht edler Menschen unter so vielen Verkommenen mit helfen fortzupflanzen und alle Freuden der Erden in seiner Ehe. — Zu Ihren Romanzen sitz ich schon da mit lüsternen Ohren. Ich umarme Sie voll kindlicher Liebe.

Heinse."

Beilage XV.

Am 3. Februar 1778 schreibt Heinse an Gleim:

„Ich befürchte, trauter Herzenspapa, daß in meinem letzten Brief einiger Zorn und Feuer-Worte über Wielanden mit untergelaufen sein mögen. Wenn dem so ist, so bitten Mäßigung und Edelmuth in mir deswegen um Vergebung. Mein Wille war es nicht; ich wollte Ihnen die Sache rein für sich und pragmatisch erzählen. Aber wir sind alle der Art, daß wir immer wieder ein wenig hitzig vor der Stirn werden, wenn wir in so etwas mit Herz und Sinn uns von neuem verlieren. Chi ha amaro in bocca, non quò sputare miele (wer Bitteres

im Munde hat, kann nicht Honig ausspucken), sagt der Italiener. Scharren wir ein Häufchen Erde drüber und gehen nach Hause und lassen's an seinen Ort gesteckt sein. Er ist jetzt ohnehin bei seiner zur unglücklichen Stunde begonnenen und fatal abgelaufenen Mannheimer Reise mehr zu bedauern, als daß man noch über ihn zürnen sollte. Ich werde meine Lust daran haben, wenn er mit dem Kaiser und der Königin von Ungarn und Lessingen in ein Horn bläst."

Beilage XVI.

Und drei Tage später, am 6. Februar 1778: „Ich schrieb Ihnen vorigen Posttag, daß ich meine Freude daran haben würde, wenn Wieland mit dem Kaiser und Lessingen noch in ein Horn bliese, und — dachte nicht daran, wie ich hernach überlegte, daß Ihnen die Zeile verfänglich sein und Sie weiter führen könnte, als sie sollte. Just, als ich an Sie schrieb, erhielt ich eben einen Brief von einem Freunde aus Frankfurt, welcher mir meldete, daß Wieland bei seiner Durchreise nach Hause sehr mißvergnügt und übel aufgeräumt erschienen, und wahrscheinlich nicht mit Mannheim zufrieden gewesen wäre u. s. w. und dies ist denn unvermerkt und unbestimmt in meinen mit eingeflossen. Vielleicht ist seine Meinung zu voreilig, zumal da gewiß ist, daß man Wielanden wenigstens alle Ehre erwiesen."

Beilage XVII.

Gleim erwiderte unterm 15. Februar 1778 Heinse u. a.: „Unsern Wieland kenne ich zu gut, als daß ichs nicht einsehe, wie das: ohe jam satis est ihm habe entwischen können. Verstanden hats indes vom ganzen Leservolk nicht einer, glaube ich, wie ers selbst verstanden hat. — Wir alle, die dazu gehören, glaubten, Sie selbst hätten im Unwillen über unser elendes Publikum das ohe jam satis est hinzugeschrieben und von andern weiß ich, daß sie nicht auf den Gedanken gekommen sind, daß es der Zusatz desjenigen sein könne, der das Stück der Übersetzung in seine Monatsschrift aufgenommen hatte. Kurz, mein Bester, Sie lassens gut sein, und lassen weder durch Wielands Laune, noch durch Mauvillons Dummheit sich abhalten, unser göttlicher Ariost zu werden. Freilich säh ichs auch lieber, wenn Sie's in Stanzen würden. Welche herkulische Arbeit aber! Man müßte Sie würdig halten, an die Galere geschmiedet zu werden, wenn man sie Ihnen zumutete."

Beilage XVIII.

In der Aschaffenburger Zeitung, Nr. 150, Donnerstag 1803 den 23. Juni, steht ganz am Ende: „Todesfall. Gestern Vormittag ist der kurfürstliche Herr Hofrat und Bibliothekar Heinse an den Folgen eines Schlagflusses mit Tode abgegangen.' Und daselbst Nr. 163 Freitag 1803 den 8. Juli: „Am 22. v. M. Juni ist der kurfürstliche Hofbibliothekar Wilhelm Heinse dahier ohne Testament gestorben. Da nun dessen etwa

hinterlassenen Intestaterben unbekannt sind, so werden solche auf Anstehen des von amtswegen aufgestellten Kuratorius hiemit öffentlich vorgeladen, a dato binnen 6 Wochen peremtorischer Frist vor dasigem kurfürstlichem Regierungsjustizsenate entweder in Person oder durch gläubig Bevollmächtigte zu erscheinen und ihre Erbansprüche rechtsgenügend darzutun, oder zu gewärtigen, daß sie von dieser Erbmasse gänzlich ausgeschlossen werden. Zugleich wird allen und jeden, welche aus irgend einem Rechtsgrunde an die Heinsesche Verlassenschaft Forderungen zu haben vermeinen, unter dem nämlichen Rechtsnachteile hiemit bedeutet, binnen oben gedachter Frist solche rechtliche Ordnung nach zu erweisen und richtig zu stellen und demnächst der Zahlung halber das weitere zu erwarten. Aschaffenburg, den 5. Juli 1803. Fertig. Regierungs- und Justiz-Senats-Sekretär."

Beilage XIX.

Aus den Registern der Pfarrkirche zu „Unserer lieben Frau" in Aschaffenburg erhielt Dr. Herrmann folgenden Auszug:

Anno 1803, die 22. Junii Asciburgi D. Consiliarius aulicus Heinse, religionis protestanticae, sepultus in coemeterio ad S. Agatham cum conductu praeeunte crucifero et 2 pueris ceroferariis; super feretrum terrae commissum projeci terram ter, nil dicens." —

Daß Heinse an demselben Tag, an welchem er gestorben, auch begraben wurde, erklärt sich dadurch, daß derselbe von den Doktoren Windischmann und Pauli seciert wurde. Den Sektionsbefund erwähnt auch Sömmering.

Beilage XX.

Verzeichnis der Briefe von und an Heinse aus dem Jahre 1770.*)

1. Gleim, Erfurt, 18. Nov. Körte I. 3.
2. Gleim, Halberstadt, 29. Dez. Körte I. 14

1771.

3. Gleim, Erfurt, 28. Jan. Körte I. 15.
4. Gleim, Erfurt, 11. Juli. Körte I. 20.
5. Gleim, Erfurt, 23. Aug. Körte I. 23.
6. Gleim, Halberstadt, 29. Aug. Körte I. 31.
7. Gleim, Erfurt, 10. Sept. Körte I. 34.
8. Gleim, Erfurt, 23. Sept. Pröhle 130.
9. Gleim, Halberstadt, 26. Sept. Original.
10. Gleim, Frankfurt a. M., 14. Okt. Körte I. 45.

1772.

11. Gleim, Erlangen, 29. Jan. Körte I. 53.
12. Gleim, Halberstadt, 4. Febr. Körte I. 56.
13. Gleim, Erlangen, 18. Febr. Körte I. 60.

---

*) Die mit größeren fetten Ziffern angeführten Briefe sind von Heinse, die mit kleineren an Heinse geschrieben.

14. Gleim, Halberstadt, 23. März. Körte I. 65.
15. Gleim, Erlangen, 17. April. Körte I. 69.
16. Gleim, Halberstadt, 15. Mai. Körte I. 75.
17. Gleim, Erlangen, 2. Juni. Körte I. 76.
18. Gleim, Erlangen, 23. Juni. Körte I. 81.
19. Gleim, Halberstadt, 28. Juni. Körte I. 82.
20. Gleim, Erlangen, 10. Juli. Körte I. 85.
21. Gleim, Halberstadt, 15. Juli. Original.
22. Gleim, Erlangen, 18. Juli. Körte I. 87.
23. Gleim, Koburg, 2. Aug. Körte I. 93.
24. Gleim, Im Thüringer Wald, 7. Aug. Körte I. 97.
25. Gleim, Halberstadt, 20. Aug. Körte I. 102.
26. Gleim, Langenwiesen, 1. Sept. Körte I. 104.
27. Gleim, Halberstadt, 12. Sept. Körte I. 107.
28. Gleim, Halberstadt, 13. statt 18. Sept. Körte I. 108.
29. Gleim, Halberstadt im Okt. Körte I. 109.
30. Gleim, Halberstadt, 6. Nov. Körte I. 110.
31. Gleim, Halberstadt, 6. Nov. Körte I. 111.
32. Gleim, Halberstadt, 13. Nov. Original.
33. Gleim, Quedlinburg, ersten Sonntag im Dez. nicht Sept. Körte I. 114.
34. Gleim, Halberstadt, 12. Dez. Original.
35. Gleim, Halberstadt, 31. Dez. Original.
36. Gleim, Quedlinburg, 31. Dez. Körte I. 116.

1773.

37. Gleim, Halberstadt, 14. Febr. Original.
38. Gleim, Quedlinburg, 15. Febr. Körte I. 123.
39. Gleim, Quedlinburg, 25. Febr. Körte I. 124.
40. Gleim, Halberstadt, 26. Febr. Körte I. 126.
41. Gleim, Halberstadt, 21. März. Original.
42. Gleim, Halberstadt, 7. Mai. Original. Hierher gehört

auch das Bruchstück, das mit Rost unterzeichnet, aber ein Jahr vor datiert ist.

43. Gleim, Halberstadt, 20. Juni. Körte I. 127. Mit Antwort von Heinse.

44. Gleim, Halberstadt, 26. Juni. Körte I. 129. Mit Antwort von Heinse.

45. Gleim, Halberstadt, 4. Juli. Körte I. 131. Mit Antwort von Heinse.

46. Gleim, Halberstadt, 4. Juli. Körte I. 133. Mit Antwort von Heinse.

47. Gleim, Halberstadt, 28. Sept. Körte I. 135. Mit Antwort von Heinse.

48. Gleim, Halberstadt, 13. Dez. Original.

1774.

49. Wieland, Halberstadt, 2. Januar. Körte I. 136.

50. Gleim, Halberstadt, 2. April. Körte I. 148.

51. Gleim, Magdeburg, 8. April. Körte I. 154.

51a. Frau v. Massow, Halberstadt, 9. April. Archiv für Literaturgeschichte X. 481.

52. Gleim, Halberstadt, 20. April. Körte I. 155.

53. Gleim, Halberstadt, 21. April. Körte I. 158.

54. Gleim, Hannover, 2. Mai. Körte I. 160.

55. Gleim, Düsseldorf, 17. Mai. Körte I. 165.

56. Gleim, Halberstadt 4. Juni. Körte I. 167.

57. Gleim, Halberstadt, 16. Juni. Körte I. 168.

58. Gleim, Elberfeld, 23. Juni. Körte I. 171.

59. Gleim, Halberstadt, 29. Juni. Körte I. 172

60. Gleim, Elberfeld, 5. Juli. Körte I. 174.

61. Gleim, Düsseldorf, 13. Sept. Körte I. 194.

62. Gleim, Halberstadt, 25. Sept. Körte I. 197.

63. Gleim, Düsseldorf, 13. Okt. Körte I. 199.

64. Gleim, Halberstadt, 20. Okt. Körte I. 202.

1775.

65. Gleim, Halberstadt, 19. Febr. Körte I. 206.
66. Gleim, Halberstadt, 19. Febr. Körte I. 208.
67. Gleim, Düsseldorf, 28. März. Körte I. 210.
68. Gleim, Düsseldorf, 30. Mai. Körte I. 216.
69. F. H. Jacobi, Düsseldorf, 7. Aug. Auserlesener Briefwechsel v. F. H. Jacobi 222.
70. Gleim, Düsseldorf, 8. Sept. Körte I. 219.
71. Gleim, Halberstadt, 8. Nov. Körte I. 222.
72. Klamer Schmidt, Düsseldorf. (Zeitgenossen 1830 Bd. 2. Heft 16. S. 76.)

1776.

73. Gleim, Düsseldorf, 15. Febr. Körte I. 224.
74. Gleim, Halberstadt ohne Datum. Original. (Beilage.) (?)
75. Gleim, Halberstadt, 21. Febr. Körte I. 227.
76. Gleim, Düsseldorf, 19. März. Körte I. 229.
77. Gleim, Halberstadt, 18. April. Körte I. 232.
78. Gleim, Düsseldorf, 3. Mai. Körte I. 234.
79. Gleim, Düsseldorf, 24. Mai. Original.
80. Gleim, Halberstadt, 2. Juni. Körte I. 236.
81. Gleim, Düsseldorf, 11. Juni. Körte I. 237.
82. Gleim, Düsseldorf, im August. Körte I. 238. 1. Gemäldegaleriebrief.
83. Gleim, Düsseldorf, 3. Nov. Körte I. 307.
84. Gleim, Halberstadt, 24. Nov. Körte I. 310.

1777.

85. Gleim, Düsseldorf im April. Körte I. 311. 2. Gemäldegaleriebrief.

86. Gleim, Halberstadt, 4. Nov. Körte I. 366.
87. Gleim, Düsseldorf, 30. Dez. Körte I. 368.
88. Klinger, Mainz, im Dez. Archiv X. 40. NB. Die Briefe Klingers an Heinse und umgekehrt stehen auch in Riegers „Klinger" und im „Gedenkbuch zur 4. Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst." Frankfurt a. M. 1840.
89. Klinger, Düsseldorf, im Nov. Archiv X. 41. (Im Gedenkbuch steht Dez.)
90. Klinger, Mainz, im Dez. Archiv X. 42.

1778.

91. Gleim, Halberstadt, 8 Jan. Körte I. 372.
92. Gleim, Düsseldorf, 18. Jan. Pröhle 290.
93. Klinger, Mainz, im Januar. Archiv X. 42.
94. Klinger, Düsseldorf, im Jan. Nach dem „Gedenkbuche", und Ende 1777 nach Archiv X. 44.
95. Klinger, Mainz, im Januar. Archiv X. 48.
96. Gleim, Düsseldorf, 3. Febr. Original. Pröhle 293.
97. Gleim, Düsseldorf, 6. Febr. Körte I. 374.
98. Gleim, Halberstadt, 15. Febr. Original.
99. Gleim, Düsseldorf, 27. Febr. Körte I. 376.
100. Diel, Düsseldorf, 6. Juli. Körte I. 379.
101. Gleim, Halberstadt, im Juli. Körte I. 382.
102. Gleim, Düsseldorf, im Juli. Körte I. 384.
103. Gleim, Halberstadt, 28. Juli. Körte I. 386.
104. Gleim, Düsseldorf, 8. Sept. Körte I. 387.

1779.

105. Gleim, Halberstadt, 10. Jan. Körte I. 390.
106. Gleim, Düsseldorf, 24. Jan. Körte I. 392.
107. Gleim, Düsseldorf, 9. März. Körte I. 396.
108. Gleim, Düsseldorf, 15. April. Körte I. 398.

109. Gleim, Halberstadt, 3., nicht 19. Mai. Körte I. 400.
110. Gleim, Halberstadt, 6. Mai. Körte I. 401.
111. Gleim, Düsseldorf, 22. Juni. Körte I. 403.
112. Gleim, Düsseldorf, 14. Sept. Körte I. 404.
113. Gleim, Halberstadt, 7. Nov. Körte I. 406.

1780.

114. Gleim, Halberstadt, 3., nicht 2. Febr. Körte I. 408.
115. Gleim, Düsseldorf, 7. März. Körte I. 410.
116. Betty Jacobi, Andernach, 22. Juni. Körte I. 413.
117. F. Jacobi, Heidelberg, 14. Juli. Körte I. 416.
118. Betty Jacobi, Heidelberg, 14. Juli. Körte I. 437.
119. Betty Jacobi, Mannheim, 15. Juli. Körte I. 439.
120. F. H. Jacobi, am Rheinfall, 15. Aug. Körte I. 461.
121. F. H. Jacobi, auf dem Rigi, 26. Aug. Körte I. 446.
122. F. H. Jacobi, bei Bruder Klausens Kapelle, 27. Aug. Körte I. 456.
123. F. Jacobi, Luzern, 29. Aug. Körte I. 443.
124. Gleim, Gotthardt, 1. Sept. Körte II. 3.
125. F. Jacobi, Genf, 22. Sept. Körte II. 9.
126. F. Jacobi, Genf, 26. Sept. Körte II. 13.
127. F. Jacobi, Genf, 9. Okt. Körte II. 15.
128. F. Jacobi, Marseille, 26. Okt. Körte II. 39.
129. F. Jacobi, Venedig, 22. Nov. Körte II. 60.
130. F. Jacobi, Venedig, 8 Dez. Körte II. 85.

Die Briefe Jacobis an Heinse konnte ich leider nicht auffinden.

1781.

131. F. Jacobi, Venedig, 26. Jan. Körte II. 131.
132. F. Jacobi, Venedig, 21. Febr. Körte II. 161.

133. F. Jacobi, Venedig, 7. März. Körte II. 173.
134. F. Jacobi, Venedig, 18. Mai. Körte II. 193.
135. F. Jacobi, Florenz, 14. Juli. Körte II. 230.
136. F. Jacobi, Florenz, 17. Juli. Körte II. 232.
137. F. Jacobi, Rom, 15. Sept. Körte II. 258.
138. F. Jacobi, Rom, 27. Okt. Körte II. 286.
139. Gleim, Halberstadt, im November. Körte II. 291.

1782.

140. F. Jacobi, Rom, 9. Januar. Körte II. 318.
141. Müller, Neapel, 16. Febr. Archiv X. 49.
142. F. Jacobi, Rom, 16. März. Körte II. 356.
143. Gleim, Halberstadt, 17. April. Körte II. 374.
144. F. Jacobi, Rom, 4. Mai. Körte II. 382.
145. Gleim, Rom, 28. Juni. Körte II. 398 und im „Deutschen Museum" für 1783 II. 486.
146. F. Jacobi, Rom, 29. Juni. Körte II. 439.
147. Gleim, Rom, 30. Juni. Körte II. 442.
148. Müller, Rom, (Aug.). Archiv X. 53.
149. Gleim, Halberstadt, 4. Aug. Körte II. 457.
150. F. Jacobi, Neapel, 27. Aug. Körte II. 460.
151. F. Jacobi, Rom, 13. Okt. Körte II. 466 und im „Deutschen Museum" für 1783 I. 72.
152. F. Jacobi, Rom, 18. Dez. Körte II. 481.

1783.

153. F. Jacobi, Rom, 25. Jan. Körte II. 489.
154. F. Jacobi, Rom, 22. März. Körte II. 502.
155. F. Jacobi, Rom, 3. Mai. Körte II. 509.

156. F. Jacobi, Rom, 7. Juni. Körte II. 518.
157. F. Jacobi, Mantua, 21. Aug. Im „Deutschen Museum" für 1783 I. 24.

1784.

158. Gleim, Düsseldorf, 18. Jan. Körte II. 525.
159. Gleim, Düsseldorf, 30. Jan. Körte II. 528.

1785.

160. Gleim, Düsseldorf, 15. März. Körte II. 530.
161. Gleim, Halberstadt, 17. März. Körte II. 522.

1786.

162. Gleim, Düsseldorf, 13. Juni. Pröhle 163.
163. Gleim, Halberstadt, 2. Juli. Original.
164. Gleim, Halberstadt, 13. Juli. Original.

1787.

165. Müller, Rom, 17. April. Archiv X. 55.
166. Gleim, Halberstadt, 21. Mai. Original.

1788.

167. Gleim, Halberstadt, 2. April. Körte II. 556.
168. Müller, Rom, 12. Aug. Archiv X. 66.
169. Müller, Rom, 14. Aug. Archiv X. 73.
170. Gleim, Mainz, 4. Mai. Körte II. 561.

1789.

171. Müller, Rom, 8. Juni. Archiv X. 56.
172. Müller, Mainz, 7. Juli. Archiv VIII. 515.

1794.

173. Gleim, Halberstadt, 19. März. Körte II. 574.
174. Gleim, Mainz, 28., nicht 22. März. Körte II. 575.

1795.

175. Gleim, Halberstadt, 19. Juli. Körte II. 577.
176. Sömmering, Aschaffenburg, 17. Aug. Wagner I. 351.
177. Sömmering, Aschaffenburg, 29. Aug. Wagner I. 352.
178. Sömmering, Aschaffenburg, 27. Sept. Wagner I. 353.
179. Sömmering, Aschaffenburg, 22. Okt. Wagner I. 354.
180. Sömmering, Aschaffenburg, 6. Dez. Wagner I. 356.

Die Briefe Sömmerings an Heinse konnte ich nicht erhalten. 188 Briefe fanden sich in seinem literarischen Nachlaß, welchen Hettner in Händen hat.

1796.

181. Sömmering, Aschaffenburg, 31. Jan. Wagner I. 357.
182. Sömmering, Aschaffenburg, 21. Febr. Wagner I. 359.
183. Sömmering, Aschaffenburg, 13. März. Wagner I. 360.
184. Sömmering, Aschaffenburg, 16. April. Wagner I. 361.
185. Sömmering, Aschaffenburg, 29. April. Wagner I. 363.
186. Gleim, Halberstadt, 15. Mai. Körte II. 588.
187. Gleim, Aschaffenburg, 2. Juni. Körte II. 590.
188. Sömmering, Aschaffenburg, 20. Juni, Wagner I. 364.
189. Sömmering, Aschaffenburg, 15. Nov. Wagner I. 365.
190. Gleim, Halberstadt, 8. Dez. Original.

1797.

191. Sömmering, Aschaffenburg, 9. Jan. Wagner I. 366.
192. Gleim, Aschaffenburg, 3. März. Körte II. 592.

193. Gleim, Halberstadt, 27. März. Körte II. 593.
194. Sömmering, Aschaffenburg, 20. Juni. Wagner I. 368.
195. Sömmering, Aschaffenburg, 24. Okt. Wagner I. 369.

1798.

196. Sömmering, Aschaffenburg, 13. Jan. Wagner I. 370.

1799.

197. Sömmering, Aschaffenburg, 12. April? Regenmonat. Wagner I. 371.
198. Sömmering, Aschaffenburg, 31. Aug. Wagner I. 372.
199. Gleim, Halberstadt, 6. Okt. Körte II. 598.
200. Gleim, Aschaffenburg, 23. Okt. Körte II. 599.
201. Sömmering, Aschaffenburg, 12. Dez. Wagner I. 373.

1800.

202. Sömmering, Aschaffenburg, 28. Febr. Wagner I. 380.

1803.

203. Sömmering, Aschaffenburg, 15. Juni. Wagner I. 381.

So lückenhaft manche Jahre hindurch auch die hier verzeichnete Korrespondenz blieb, so gewähren doch diese 203 Briefe von und an Heinse einen ziemlich genauen Einblick in das Wirken und Denken dieses eigenartigen Schriftstellers, und ich glaube vorstehende Schrift über denselben nicht besser schließen zu können, als mit dem Versprechen, die noch vorhandenen Briefe zu sammeln und sie dann vollständig der literarischen Welt zur leichteren Benutzung zugänglich zu machen.

Druck von Emil Herrmann sen., Leipzig.

Druck von Emil Herrmann sen., Leipzig.

Schober, Johann,

Johann Jakob Wilhelm Heinse sein Leben und seine Werke ; ein Kultur- und Literaturbild

Leipzig 1882